

Johann August Schülein

## Multiparadigmatik – eine gefährliche Krankheit?<sup>1</sup>

**Zusammenfassung:** Dass es in der Soziologie – wie in anderen Sozialwissenschaften auch – kein einheitliches Verständnis von Theorie gibt, wird häufig kritisiert. Regelmäßig werden auch Vorschläge gemacht, wie dieser als unbefriedigend interpretierte Zustand überwunden werden könnte. Dagegen sind die bisherigen Analysen des Phänomens noch nicht weit gekommen. Der Text schlägt vor, Multiparadigmatik als einen der Effekte der Beschäftigung mit autopoietischer – multilogischer, sich selbst verändernder, immer verschiedener – Realität zu sehen: Diese Komplexität des Themas ist monoparadigmatisch nicht befriedigend zu behandeln, da dabei nicht alle Dimensionen sozialer Realität zugleich und gleich gut erfasst werden. Gleichzeitig können Theorien hier nicht mit rein denotativen Mitteln (wegen der damit verbundenen Reduktionskosten) arbeiten und greifen daher zu konnotativen Mitteln, was mit spezifischen Problemen und Risiken verbunden ist. Dazu gehören auch im Text ausführlicher diskutierte Auswirkungen auf die Institutionalisierung soziologischer Theorie. Dennoch ist Multiparadigmatik eine Form der Stabilisierung von notwendig heterogenen Perspektiven.

Schlagwörter: Theorievielfalt, Erkenntnistheorie, Institutionentheorie

### Multiple paradigms in Sociology – disease or solution?

**Abstract:** The coexistence of different sociological paradigms is often held as an annoying sign of underdevelopment. But attempts to reach a unified and widely accepted body of theory did not succeed. On the other hand the understanding of the conditions that cause sociology to appear as a multiparadigm science are rarely analyzed. – The article proposes to see multiple paradigms as a result of treating an autopoietic (i.e. a multilogical, recursive, always in different forms appearing) kind of reality. The complexity of autopoietic reality cannot be caught completely by a monoparadigmatic view since no single point of view allows to cope with all of the different components and dynamics of social reality. In addition, theory cannot simply rely on connotative strategies in order to keep up with this kind of complexity and therefore is forced to use connotative means which imply certain risks and stressing consequences. Some of these bear heavily on the institutionalization of sociological theory. Nevertheless, multiparadigm stabilizes the necessarily heterogenous sociological theories.

Keywords: Diversity of Theories, Epistemology, Theory of Institutions

1 Mir ist klar, dass ich – wie im Text diskutiert – ein sehr komplexes Thema sehr reduziert angehe und manche Argumente nur sehr kursorisch behandelt werden. Einige Aspekte habe ich bereits mehr oder weniger ausführlich diskutiert (Schülein 1999, 2002, 2008). Den Gutachtern und der Redaktion danke ich für hilfreiche Kritik und Anregungen.

## 1 Multiparadigmatik als Problem

Solange es Soziologie gibt, präsentiert sie sich als ein Neben- und auch Gegeneinander von unterschiedlichen Theorien.<sup>2</sup> Dieser Zustand wurde und wird häufig – und meist ziemlich unwirsch – kritisiert. In US-amerikanischen Texten findet man schon in der ersten Generation der Klassiker Aufforderungen, diesen unwürdigen Zustand zu ändern und aus der Soziologie eine solide (standardisierte) Wissenschaft werden zu lassen. Ähnliches gibt es seit einiger Zeit auch in der deutschsprachigen Soziologie. Schon Klima (1971) rügte beispielsweise den »Pseudo-Pluralismus« der Soziologie. Rezente Urteile fallen ähnlich aus: Esser spricht von der dem Fach »in seiner Arbeit, seinen Erfolgen und seinem Ansehen sehr schadenden internen Spaltung« (2004: 8); Dr. Luhmann diagnostiziert bekanntlich »multiple Paradigmatase« (1981: 50); Greshoff, Lindemann und Schimank konstatieren »ausfasernde Diskussionslagen« (Greshoff et al. 2007: 2), »unfruchtbare und überflüssige Auseinandersetzungen« (Greshoff et al. 2007: 10), die eine »andauernde Schwächung der Soziologie« (Greshoff et al. 2007: 10) zur Folge haben; sie beurteilen den Zustand der Diskussionen als »belastend« (Greshoff et al. 2007: 10) und vermissen eine grundlegende und stringente Beschäftigung mit dem Problem (Greshoff et al. 2007: 7).

Als Heilmittel gegen diese »Krankheit« gilt manchen der Kritiker die Etablierung eines Einheitsparadigmas, welches die verschiedenen Subparadigmen bewertet sowie auf einen Nenner bringt, was die Soziologie zu einer homogenen Wissenschaft werden lässt. Wie der Weg dorthin aussehen soll, ist allerdings – womit man schon mitten im Thema ist – umstritten. Auf der einen Seite gibt es Diskutanten, die eine *monoparadigmatische* Position vertreten. Sie gehen davon aus, dass es nur (eine Realität und ergo nur) eine angemessene Theorie geben könne. Die übrigen sind, so wird mehr oder weniger deutlich ausgesprochen, daher mehr oder weniger defizitär. Oft ist diese Annahme schon mit einer Vorstellung verbunden, welche dies sei. Das präferierte Modell wird dabei als Kern einer zukünftigen Einheits-Theorie angesehen. Um dies zu begründen, werden meist die Qualitäten dieses Paradigmas gepriesen und umgekehrt nachgewiesen, dass die anderen unangemessen bzw. unvollständig sind oder (nur) als Zulieferer des ausgearbeiteten Angebots dienen können.

- 2 In der Diskussion wird nicht immer zwischen Paradigmen und Theorien unterschieden. Eine genauere Betrachtung müsste berücksichtigen, dass die Diskussion von Paradigmen etwas anderes ist als die von (gegenstandsbezogenen) Theorien. Theorien kann man tentativ (eine einheitliche Definition existiert nicht) als logisch begründete und methodisch kontrollierte Aussagen über Realität bestimmen, die mit einem (wie auch immer definierten) Wahrheitsanspruch verbunden sind. Dagegen sind Paradigmen, folgt man Ginzburg (1979) und anderen (der Begriff ist ebenfalls umstritten) als »epistemologisches Modell«, also als Anleitung zur Theoriebildung zu verstehen. Das heißt, dass sie nicht wahr/unwahr sein können, sondern als angemessene oder unangemessene Denk-Anweisung zu sehen sind. Das impliziert einen indirekten Wahrheitsanspruch, der sich auf die Früchte des Baumes bezieht, womit sich die Problemlage weiter verkompliziert (s.u.). Ich beginne daher im nächsten Abschnitt mit Theorieproblemen und komme dann wieder auf Paradigmen zurück.

Nicht ganz so festgelegt argumentieren jene Kritiker des »Multiparadigmatismus«, die zwar ebenfalls die ungeordnete Vielfalt der Subparadigmen kritisieren, aber nicht a priori ein bestimmtes inthronisieren möchten, sondern für die (gemeinsame) Entwicklung eines *Superparadigmas* auf der Basis geteilter Annahmen plädiert. Die Befürworter dieses Projekts führen ins Feld, dass bloße Multiparadigmatik eine Schwächung nach Innen und nach Außen bedeutet. Mit ihrem Exposé für ein »conceptual framework« soziologischer Theorie wollen beispielsweise Greshoff, Lindemann und Schimank die »diffuse und ungeordnete Vielfalt« (Greshoff et al. 2007: 3) ordnen, um die Entstehung eines allgemein gültigen und damit aufbaufähigen Kernbestands an Theorie zu ermöglichen. Damit sollen auch die negativen »Auswirkungen auf die Lehr- und Studiensituation der Disziplin« behoben werden, da »die unkoordinierte Paradigmenvielfalt dort zu Verwirrung und Desorientierung führt« (3). Und auch ihr Status als Wissenschaft soll verbessert werden, da es mit ihrem Status Quo »schwerlich gelingen kann, die Soziologie zu einer gesellschaftlich ähnlich erfolgreichen Wissenschaft wie Physik oder Biologie« (Greshoff et al. 2007: 3) werden zu lassen.

Diese Kritik hat einiges für sich. Sie beruft sich zu Recht darauf, dass es nur eine Wahrheit geben kann, so dass das Ziel von Erkenntnis diese exklusive Wahrheit sein muss.<sup>3</sup> Und es steht auch außer Frage, dass paradigmatischer Dissens Ressourcen verschlingt – Abgrenzungsbedarf, Konfliktkosten und dissensbedingte Orientierungsprobleme kosten Raum, Zeit und Nerven. Daher macht auch der Versuch Sinn, das *prima vista* chaotische Nebeneinander von Paradigmen im Rahmen eines »conceptual frame« zu verbinden und damit Rahmenbedingungen für einen geordneten Diskurs zu gewinnen. Ein zentrales inhaltliches Problem, welches sich bei diesem Projekt stellt, ist allerdings die Frage nach einer »neutralen« Instanz, die es ermöglicht, objektive – von einzelnen Paradigmen unabhängige – Formen der Selektion und Integration von Theorien zu entwickeln und zu kontrollieren. Dieser archimedische Punkt ist bisher nicht gefunden. Daher zeigen Kontroversen nach wie vor eine erratischen Dynamik: Sie kochen hoch und verlaufen sich dann wieder, sie münden in neue Kontroversen und kehren in anderer Form wieder, aber sie führen nicht zu Verständigung und Ergebnissen.

Die realen Verhältnisse sind also weit entfernt vom Ideal einer theoretischen Einheit, welches diese Kritik propagiert. Eine andere Perspektive sieht die Situation deutlich positiver. Sie orientiert sich nicht am Ideal der Einheit der Wissenschaft, sondern (konflikt-

- 3 »Wahrheit« ist ein ziemlich kontaminierter Begriff – weil spätestens seit Kant eine naive Übereinstimmung von Realität und ihrer Symbolisierung obsolet ist, weil die aufwendigen Bemühungen, über Verfahrenspräzision dieses Problem zu kompensieren, seit Popper und Gödel als gescheitert gelten und weil stets die Gefahr der Verwechslung mit normativen Vorstellungen besteht. Auf der anderen Seite setzt das Projekt »Erkenntnis« nicht nur ein Objekt voraus, sondern auch, dass seine Resultate dieses Objekt auch erfassen. In diesem Sinne muss die Wahrheit angenommen werden, wenn man darunter versteht, dass das Objekt erkennbar ist und Erkenntnis prinzipiell wahrheitsfähig ist. Die Umsetzung dieses Projekt bringt bekanntlich jede Menge von Irrungen und Wirrungen mit sich (was sich auch in den Auseinandersetzungen um die Multiparadigmatik spiegelt). – In diesem Kontext wird nur dieser allgemeine Anspruch als Hintergrundprämisse vorausgesetzt. Die folgenden Überlegungen beziehen sich auf die Bemühungen, diesem Anspruch möglichst zu entsprechen.

theoretisch) an der Logik von Diskursen. So wenden sich Renn und Schützeichel (2012) dezidiert gegen die »problematischen und überholten Unterstellungen einer anzustrebenden Einheitswissenschaft« (2012: 6) und betrachten Multiparadigmatik als »notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für erhöhte Chancen auf kreative Problemkonstitutionen« (a.a.O.). Ähnlich argumentieren Kneer und Moebius (2010: 8) mit Blick auf Simmel: »Wir sind der Auffassung, dass die Soziologie ihre (im Übrigen wechselnde) Identität [...] einer Reihe grundlagentheoretischer Konflikte und weitreichender Methodendebatten verdankt«. Daher sei die »vitale Streitkultur« keineswegs ein Zeichen mangelnder Reife. »Das genaue Gegenteil ist richtig: Die Austragung disziplininterner Auseinandersetzungen stellt geradezu ein Merkmal ihrer Normalität dar« (Kneer/Moebius 2010: 8). Daher sind Kontroversen lehrreich; sie »bilden gewissermaßen den Ort, an dem sich wissenschaftliche Paradoxien, Unentscheidbarkeiten und Ambivalenzen bevorzugt studieren lassen« (Kneer/Moebius 2010: 10).

Kneer und Moebius machen noch auf einen weiteren Punkt aufmerksam. Sie konstatieren ein Beschäftigungsdefizit mit den Ursachen der Probleme: Erstaunlich sei, wie wenig sich die Wissenschaftsforschung mit diesem Thema beschäftige. Während naturwissenschaftliche Kontroversen inzwischen intensiv diskutiert werden, »finden geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Debatten nur selten eine genauere Betrachtung. Noch mehr erstaunt, dass Soziologinnen und Soziologen zwar eine Fülle von Beiträgen zur Wissenschaftsforschung beigesteuert haben, ja federführend an der Neuausrichtung dieses Forschungsfeldes beteiligt waren, ohne dabei jedoch – sieht man einmal von wenigen Ausnahmen ab – Theoriekonflikte oder Methodendiskussionen ihrer eigenen Disziplin in ihre Überlegungen einzubeziehen« (Kneer/Moebius 2010: 10).

Nicht nur das ist erstaunlich. Noch erstaunlicher<sup>4</sup> ist: Die Mittel der Soziologie werden kaum bis gar nicht dazu verwendet, zu erklären, warum es überhaupt zu Konflikten dieser Art kommt und wie sie verlaufen. Man liest kaum ein Wort über thematische und institutionelle Gründe, über Gruppendynamik und Identifizierungen.<sup>5</sup> Stattdessen dominieren (mehr oder weniger) strenge Verurteilungen des Status Quo. Solche Über-Ich-lastigen Kommentare sind jedoch nicht nur keine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Tatsachen. Sie sind zudem in gewisser Weise selbst ein Teil der Problematik: sie entwerten und grenzen aus, womit eine weitere Diskussion behindert wird bzw. sich erübrigt.<sup>6</sup> Die Inkriminierung von Versäumnissen wird leicht zu einer Waffe in Auseinandersetzungen und ist kein wirklich erhellender (und erst recht kein professioneller) Beitrag zur Diskussion.

4 Soweit sich »erstaunlich« steigern lässt.

5 Zu den wenigen Ausnahmen gehört Schimanks ebenso witziger wie treffender Vergleich von Theoripolitik in der Soziologie mit Marketingstrategien (2012). In der Tat geht es in der Theorieentwicklung immer auch um Positionierung und Durchsetzung am Markt. Diese und weitere institutionelle Aspekte werden weiter unten diskutiert.

6 Sollten Soziologinnen wirklich unreifer und dümmer als Physikerinnen sein? Ob intendiert oder nicht: Die zitierten Beurteilungen implizieren zumindest indirekt, dass die bisherigen Protagonisten entweder unfähig oder unwillig waren, den richtigen Pfad zu betreten. – Die Unterstellung von Inkompetenz und Bösartigkeit ist in diesem Zusammenhang abwegig.

Auch Kneer und Moebius verwenden nur begrenzt soziologische Mittel für die Analyse der Problemlage. Sie tendieren zudem dazu, die spezifische Problemlage der Soziologie (bzw.: bestimmter Theorietypen) zu verdunkeln, indem sie konstatieren, dass Konflikte dieser Art wissenschaftstypisch sind: »Kontroversen lassen sich nicht nur in der Soziologie beobachten, sondern sie kommen praktisch in allen wissenschaftlichen Disziplinen vor« (Kneer/Moebius 2010: 8). Das trifft für »Kontroversen« in einem allgemeinen Sinn sicher zu – es gibt sie überall. Auch in den Naturwissenschaften hat es immer Kontroversen gegeben. Allerdings zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass viele naturwissenschaftliche Kontroversen inzwischen beendet sind, weil sie entschieden wurden und aktive Kontroversen sich auf mit den jetzigen Mitteln nicht entscheidbare Fragen beziehen. Bestimmte Kontroversen in der Soziologie sind dagegen endemisch. Sie bleiben unentschieden, dauerhaft erhalten und kehren in veränderter Form immer wieder. Insofern sind Kontroversen in der Physik und in der Soziologie zwar als *allgemeines* Merkmal von Wissenschaft ähnlich, als *spezifisches* Merkmal – als Hinweis auf spezifische Problemlagen und Konflikte – jedoch verschieden.

Diese Besonderheiten der Theoriediskussion in der Soziologie sind kein Zufall und auch kein Resultat von Pleiten, Pech und Pannen. Wenn sie jedoch nicht auf kontingente Bedingungen reduzierbar sind, müssen sie ein fundamentum in re haben. Das heißt: Es sind nicht akzidentelle Umstände, sondern Eigenschaften des Gegenstandes selbst, die verhindern, dass sich die begrifflichen Bemühungen konvergieren und sich in ein einheitliches Paradigma integrieren lassen. Damit hängen die Multiparadigmatik der Soziologie und die daraus resultierenden Folgeprobleme mit der Logik ihres Gegenstandes (und nicht nur mit seinen zufälligen Bedingungen und Konfigurationen) zusammen. Dieser Zusammenhang ist allerdings nicht leicht zu fassen. Es gibt dazu eine ganze Reihe von Diskussionen. In letzter Zeit hat beispielsweise Reckwitz (2005) sich mit der Abhängigkeit soziologischer Theorie von der Entwicklung der Gesellschaft beschäftigt und die These aufgestellt, dass Heterogenität und Dynamik der Moderne sich in unterschiedlichen Zugängen spiegelt. Fischer (2014) hat sich mit der Selbstreflexivität soziologischer Theorie (»Autologie«) und daraus resultierenden »Subjekt (Gesellschaft)-Subjekt(Theorien)-Subjekt(Beurteiler)-Relation« als Problem des Theorievergleichs auseinandergesetzt.<sup>7</sup> Auch Renn und Schützeichel merken an, dass »die Pluralität gegenstandschließender Theoriesprachen als notwendige Folge der Polyvalenz sozialer Phänomene« (2012: 6)<sup>8</sup> zu sehen ist. Solche Interpretationen betrachten Theoriepluralismus als *systematisch* bedingten Effekt. Ich möchte im Folgenden versuchen, diese Perspektive mit einer weiterentwickelten erkenntnistheoretischen Begründung und wissenschaftssoziologischen Überlegungen in Verbindung zu bringen. Dazu wird eine Reformulierung von gegenstandslogischen Perspektiven mit institutionstheoretischen Gesichtspunkten verbunden.

7 Dies ist ein Thema für sich, welches hier nur gestreift wird. Tatsächlich impliziert die Überschneidung von Subjekt und Objekt und die damit verbundene direkte und indirekte Selbstreflexivität von Theorie sowohl für die Emanzipation der Theorie als auch für die Theoriebalance spezifische Problemlagen, die nur begrenzt kontrollierbar sind (vgl. dazu auch: Schülein 2002).

8 Näher erläutert wird der Begriff »Polyvalenz« im Text nicht.

## 2 Realitätstypen

Es soll zunächst versucht werden, die Besonderheiten sozialwissenschaftlicher Theoriebildung aus denen ihres Themas abzuleiten. Dieser Vorschlag ist nicht neu. Entsprechende Versuche sind seit Vico und Dilthey vielfach unternommen und kritisiert worden (ausführlicher dazu: Schüle 2002). Die frühen Bemühungen, auf diesem Weg die »nicht hinwegzudiskutierenden Unterschiede zwischen der bisherigen Entwicklung der Natur- und Sozialwissenschaften« (Falter 1984: 437) systematisch zu begründen, gelten zu Recht als gescheitert. Seit dem hat sich in dieser Hinsicht nur wenig getan. Dieser Stand der Dinge ist unbefriedigend, weil er gegenstandslogische Begründungen verspielt. Denn das Scheitern liegt weniger daran, dass dieser Weg per se unproduktiv ist, sondern daran, dass die Versuche, die Differenzen zu charakterisieren, meist in problematische Gegenüberstellungen von Entitäten wie »Natur« und »Geist« oder gar in ontologische Konfrontationen zwischen (Natur- und Geistes-) Wissenschaften mündeten.<sup>9</sup>

Ein produktiver Versuch, die Spezifika soziologischer Theorie mit ihrem Gegenstand in Verbindung zu bringen, muss über solche schlichten Gegenüberstellungen von empirischen Gegebenheiten hinausgehen. Das soll hier versucht werden. Die Eckpunkte einer solchen Strategie lassen sich wie folgt charakterisieren:

- Wie alle Begründungsversuche steht auch dieser vor einem nicht lösbaren Dilemma:<sup>10</sup> Der Gegenstand kann immer nur in den ihrerseits voraussetzungsvollen Kategorien erscheinen. Deshalb ist es nötig, das Dilemma nicht in dem Kontext, in dem es sich ergibt, zu behandeln, sondern es zu transzendieren (oder es, mit Luhmann, zu »entparadoxalisieren«).<sup>11</sup> Transzendieren – überschreiten – ist in verschiedener Weise
- 9 Ebenso unfruchtbar sind jedoch auch »einheitswissenschaftliche« Ansätze, die diese Differenzen wenn schon nicht wegdiskutieren so doch so klein schreiben, dass sie nicht mehr erklärt werden können bzw. müssen. So ist den konstruktivistischen Ansätzen (konstruktionsbedingt) gemeinsam, dass sie die Frage der technischen Verwertbarkeit von Wissen – eine signifikante Differenz zwischen Natur- und Sozialwissenschaften – so behandeln, dass die Differenz schwimmt (und nicht mehr behandelt werden kann/muss). Dies wird im Folgenden noch näher diskutiert.
  - 10 In der Literatur ist häufig mit Bezug auf J.J.Fries von einem »Trilemma« die Rede (in den Worten von Albert 1987: »Münchhausen-Trilemma«). Es besteht darin, dass alle Begründung letztlich vor der Wahl zwischen unendlichem Regress, Dogmatik oder Relativismus steht (bei Fries ist die dritte Falle noch der Psychologismus). Damit ist ein naiver Bezug auf den Gegenstand der Erkenntnis obsolet. Das hat dazu geführt, dass auf inhaltliche Begründungsstrategien fast zur Gänze verzichtet wurde. Wo sich Erkenntnistheorie nicht auf eine gegenstandsindifferente Optimierung des Symbolsystems oder der Methodologie beschränkt hat, geriet sie dabei auf die schiefe Ebene des Relativismus. Der klassische Konstruktivismus (Kant) ging beispielsweise noch von der möglichen Entscheidbarkeit von Sachfragen aus; die klassische Ideologiekritik sah sich noch gestärkt mit dem »richtigen« Bewusstsein. Beides implizierte die Annahme eines objektiven Gegenstandsbezugs. Dagegen führt das Dilemma die meisten neo-konstruktivistischen Ansätze zu einem Relativismus, der keine gegenstandslogische Festlegung mehr ermöglicht.
  - 11 Es wäre anmaßend, hier eine Lösung der Letztbegründungsproblematik zu versuchen. Die folgenden Schritte sind rein pragmatisch zu verstehen: Als ein Pfad, der aus der Sackgasse, in die gegenstandslogische Begründungen geraten sind, herausführt – wenn man mit den damit verbundenen Prämissen arbeitet.

möglich. Eine Möglichkeit besteht darin, von einer *erfolgreichen Theorie* auszugehen, also vorauszusetzen, dass die Theorie die Logik des Gegenstands erfasst. Geht man zugleich davon aus, dass erfolgreiche Theorien sich dem Gegenstand anpassen, kann in diesem (konditionalen) Fall am Profil der Theorie abgelesen werden, zu welchen Leistungen ein Gegenstand Theorie bringt und zwingt. In einer erfolgreichen Theorie spiegelt sich also auch relevante Gegenstandslogik. Ihrer Form kann man entnehmen, auf was sie wie reagiert (bzw.: reagieren muss). Man kann dann im Rückschluss das Profil der Theorie mit der Logik des Gegenstandes begründen.<sup>12</sup>

- Die Bestimmung des Gegenstandes kann nicht im unmittelbaren Bezug auf empirische Realität geschehen. Empirische soziale Realität ist typischerweise ein multilogisches *mixtum compositum* (s.u.)<sup>13</sup>, auf jeden Fall heterogen und in vielfältiger Variation existent. Die Ebene der Empirie ist aus diesem Grund kein unmittelbar geeigneter Bezugspunkt für eine theoretische Bearbeitung. Andererseits muss die Konzeptualisierung des Gegenstands jedoch die empirische Vielfalt berücksichtigen und erklären, also über Kategorien verfügen, die deren Differenzen unterscheiden kann. Diese Doppelqualifikation fehlt einem Konzept, welches nur festlegt und nicht zugleich öffnet. Für die Auseinandersetzung mit dem Problem der Multiparadigmatik ist daher ein *logisch rekonstruierter Gegenstand* erforderlich, dessen Unterscheidungen empirisch unbestimmt sind, aber es erlauben, die Vielfalt der Empirie zu ordnen.
- Notwendig ist dazu auch eine genauere Bestimmung der *Referenzebene*. Geht man davon aus, dass Theorien Gemeinsamkeiten haben, aber auch Differenzen aufweisen, muss mindestens zwischen generellen und speziellen Kriterien der Theorieanalyse unterschieden werden. *Alle* Theorien beanspruchen Objektivität, verwenden kontrollierte Methoden und logisch organisierte Symbolisierungen. Auf dieser Ebene ist Theorie gleich Theorie. Dagegen zeigen sich auf der Ebene von Theorietypen (typen-) spezifische Differenzen, d.h.: systematische Unterschiede in Methodologie und Theoriestruktur. Diese typologischen Differenzen gelten jedoch nicht unbedingt für *empirische* Theorien. Auf der Ebene konkreter Theorien gibt es – abhängig vom empirischen Profil des Gegenstandes – Überschneidungen. Aus diesem Grund muss unter-

12 Das hört sich an wie ein Trick und ist auch das, was das Wort eigentlich meint: ein Kunstgriff: Durch einen Vorgriff auf den Erfolg einer Theorie wird ex post geschlossen, wie ein Gegenstand seine korrekte Erfassung determiniert. Das ist insofern nicht sonderlich gewagt, weil Theorie – wenn sie Theorie ist – erfolgreich sein muss und sie nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie dem Gegenstand entspricht.

13 Multilogik soll hier nur heißen: komponiert und heterogen. Sie besteht aus dem Zusammenspiel unterschiedlicher Prozesse. Daher muss (jede) Forschung dekomponieren, isolieren und reduzieren. Allerdings ist Multilogik nicht gleich Multilogik. Das Zusammenspiel von chemischen und physikalischen Prozessen unterscheidet sich von der Interferenz von Ökonomie und Politik qualitativ: Chemie und Physik verbinden sich nach exklusiven Regeln (auch wenn sich daraus unterschiedliche Aggregationen – Berge und Täler – ergeben), während das Zusammenspiel von Ökonomie und Politik im sozialen Kontext variiert und sich ändert. Daher zeigen sich in Bezug auf die Möglichkeit und die Effekte des Umgangs mit Multilogik die weiter unten diskutierten systematischen Unterschiede.

schieden werden zwischen Argumenten, die sich auf *alle* Theorien, auf einen *spezifischen Typ* von Theorien oder auf *bestimmte (empirische)* Theorien beziehen.<sup>14</sup>

Vor diesem Hintergrund wird zunächst deutlich, dass es keinen Sinn macht, Probleme, die bestimmte *Theorietypen* haben, mit Argumenten zu behandeln, die *alle* Theorien betreffen. Erst recht unangemessen ist es, Maßstäbe, die für bestimmte *Theorietypen* gültig sind, auf andere zu übertragen. Außerdem ist nachvollziehbar, warum die Diskussionen über den Gegensatz zwischen Natur- und Geistes- (oder Sozial-) Wissenschaften gescheitert sind: Auf der Ebene von *Wissenschaften* ist das Problem des Gegenstandsbezugs nicht sinnvoll behandelbar. Wenn man »Wissenschaft« als Bezugspunkt von erkenntnistheoretischen Reflexionen macht, bezieht man sich auf ein nicht zwingend logisches, sondern empirisches System, welches historischen Entwicklungen unterliegt. Die empirische Ordnung von Wissenschaften spiegelt immer auch bestimmte Traditionen, Ideologien, Machtverhältnisse. Durch die Orientierung an Wissenschaft nimmt Erkenntnistheorie daher eine in diesem Kontext falsch platzierte und nicht bearbeitbare Kontingenz auf. Deshalb muss Erkenntnis zunächst von ihrer sozialen Form getrennt betrachtet werden, um eine unmittelbare Identifizierung mit empirischen Wissenschaften zu vermeiden. Daher geht es beim Thema Multiparadigmatik auch nicht um Natur- und/oder Sozialwissenschaft, sondern um die davon unabhängige Frage, auf welche Merkmale ihres Gegenstandes Theorien reagieren – unabhängig davon, in welcher Wissenschaft sie operieren und wie sie sozial formatiert sind.<sup>15</sup>

Außerdem zeigt sich: Multilogik und Heterogenität empirischer Konfigurationen lassen sich nicht in einer binären Schematisierung angemessen erfassen. Unterscheidungen wie Natur/Geist, Naturwissenschaft/Geisteswissenschaft o.ä. sind prinzipiell ungeeignet, weil sie zu einfache Zusammenfassungen unter einem bestimmten partikularen Aspekt verwenden. Wenn ein Thema multilogisch strukturiert ist, führen solche Schemen zwangsläufig zu Unterteilungs- und Zuordnungszwängen, die den realen Verhältnissen nicht gerecht werden. Die Entweder/Oder-Logik binärer Schematisierungen wird dann zum Prokrustes-Bett der Theorie. – Ebenfalls ungeeignet sind in diesem Zusammenhang

- 14 Eine Konfundierung der Referenzebenen kann beispielsweise zur Folge haben, dass Kriterien, die für einen bestimmten Typ von Theorien gelten, für alle verbindlich gemacht werden, so dass die Besonderheiten von anderen Typen nicht mehr zur Geltung kommen. Klassisches Beispiel ist eine »einheitswissenschaftliche« Position, die den Theorietyp der Physik für alle Wissenschaften für verbindlich erklärt. Dazu tendierte auch Popper mit seiner Forderung, dass jede Wissenschaft falsifizierbare Hypothesen generieren müsse (und damit von der Systemtheorie bis zur Psychoanalyse alles für unwissenschaftlich erklärte, was dem nicht ohne Weiteres nachkommen kann). Auch der methodologische Empirismus und viele Varianten des Konstruktivismus tendieren dazu, Argumente, die für einen bestimmten Typ von Theorien gelten, als Argumente zu betrachten, die für alle in gleicher Form gelten. In jedem Fall resultieren aus der Verwechslung der Referenzebenen typische Missverständnisse und Probleme: Besondere Eigenheiten werden übergeneralisiert, wodurch die Besonderheiten von anderen *Theorietypen* ignoriert bzw. fehlbehandelt werden.
- 15 Dies ist keine Rückkehr zur traditionellen Erkenntnistheorie, sondern ein Schritt vorwärts in Richtung auf eine Perspektive, die die Restriktionen einer auf Wissenschaft reduzierten Epistemologie beseitigt und dabei die Leistung von Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung aufnimmt.



mehrstellige empirische Typisierungen, auch wenn sie – so wie etwa Ritzers (1975) Aufzählung soziologischer Theorievarianten – zutreffen. Es führt von dort kein Weg zu einer Begründung der Differenzen.

Die einzelnen Paradigmen selbst erklären empirische Vielfalt und Multilogik verständlicherweise mit Eigenmitteln. Sie geben an, was aus ihrer Sicht die wichtigsten Bestandteile sozialer Realität sind, nach welchen Regeln sich ihre Interferenz vollzieht und wie sich daraus Einheit und Differenz ergeben (und werden dafür von anderen kritisiert).<sup>16</sup> Gelegentlich wird auch versucht, diese Problematik nach einer Seite – monologisch – aufzulösen (etwa durch reduktionistische und damit vereinheitlichende Programme).<sup>17</sup> Immer geht es jedoch um die Frage, wie die Einheit von Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit, von Einheitlichkeit und Differenzen, von Funktionieren und Nicht-Funktionieren, mit Hegel: die Identität von Identität und Nicht-Identität erfasst werden kann.<sup>18</sup>

So selbstverständlich daher dieses Thema ist, so wenig ist geklärt, wie Einheit und Differenzen zu fassen sind. Es gibt nur eine Realität und auch empirisch zerfällt Realität nicht in separate Teilwelten. Benötigt wird daher eine Konzeption von Realität, die die erforderliche Differenzierung zulässt, ohne die Einheitlichkeit von Realität aufzugeben. Eine (nicht neue) Möglichkeit besteht darin, analog zur Unterscheidung von Referenzebenen der Theorie Ebenen der Realität zu unterscheiden. Auf diese Weise wird es möglich, die für eine logische Rekonstruktion von Differenzen erforderlichen Unterscheidungen unabhängig von der prinzipiellen Einheit, aber auch von der Fülle empirischer Mischformen zu treffen.<sup>19</sup>

Unterschieden wird dazu zunächst – was höchstens für radikale Nominalisten ein Problem ist – zwischen der Ebene der empirischen Realität und der abstrakten Logik von Realität.<sup>20</sup> Was sich empirisch zeigt, ist ein Spektrum von Realitätskonfigurationen, wel-

- 16 Parsons' strukturell-funktionale Theorie hat mit dem AGIL-Schema und den *pattern variables* grundlegende Themen und Modalitäten sozialer Realität beschrieben und sich dabei die bekannte Kritik von fast allen Seiten eingehandelt. Das zeigt beispielhaft, wie riskant solche Versuche sind.
- 17 Solche Strategien sind nicht per se unsinnig, weil sich Heterogenität hier – gerade weil sie aus einer Einheit von Differenzen stammt – eine wechselseitige Durchdringung beinhaltet. Allerdings tendieren viele Versuche dazu, das, was sie nicht können, mit Eigenmitteln zu simulieren, etwa, indem Soziologie und Psychologie durch Ökonomie ersetzt werden (so etwa beispielhaft von Becker 1993). Das läuft auf einen Reduktionismus hinaus, durch den sich ein bestimmtes Paradigma gewissermaßen zu Tode siegt, indem es alles in seine Perspektiven übersetzt.
- 18 Im Grunde ist soziologische Theorie schon immer der Versuch, diese nicht reduzierbare Komplexität zu handhaben.
- 19 Auch hier wäre ein unmittelbares Anknüpfen an empirische Wissenschaften bzw. deren Themen ein Problem. Wissenschaften beschäftigen sich jeweils mit spezifisch konfigurierten Bereichen der empirischen Realität. Auf dieser Ebene sind stets sowohl Gegensätze als auch Gemeinsamkeiten wissenschaftlich definierter Gegenstände erkennbar – kaum ein empirischer Gegenstand ist logisch so eindeutig, dass er nur von einer Wissenschaft als Thema genommen werden könnte. Daher müssen Gegenstandskonzepte, die sich auf konkrete empirische Gegebenheiten beziehen, scheitern – empirische Realität ist zu komplex und daher immer nur arbiträr zu unterteilen und zuzuordnen (bzw. aufzulösen und zu rekombinieren).
- 20 Die Frage, ob es soziale Realität überhaupt gibt – so wie sie Bhaskar (1998) aufwändig behandelt –, stellt sich für die Soziologie nicht. Sie ist zudem auf dieser Ebene der Argumentation nicht relevant,

ches von nur konstant – mit dem Effekt, dass Realität in diesem Modus immer und überall gleich ist – bis immer variabel (d.h.: immer verschieden) reichen. Auf der Ebene logischer Typen lässt sich trennen und in Reinform bestimmen, was empirisch auf unterschiedliche Weise kombiniert ist bzw. sein kann.<sup>21</sup> Die Auswahl der dafür verwendeten Begriffe ist jedoch heikel und bleibt ein Stück weit arbiträr. Luhmann rät zur klugen Wahl von Ausgangsunterscheidungen, was einleuchtet, aber das Problem nicht löst. Da es hier um »Einheit« und »Differenz« geht, verwende ich im Folgenden Begriffe, die deren spezifische Qualität möglichst prägnant zum Ausdruck bringen. Dabei geht es selbstverständlich nicht um die Begriffe selbst, sondern um das, was sie begreifen (sollen). – In Anlehnung an die vorhandenen Begriffs-Angebote kann man dann auf der Ebene der *abstrakten Typen von Realität* *nomologische* und *autopoietische* Realität unterscheiden.<sup>22</sup> »Nomologisch« steht dabei für eine homogene, in ihrer Logik feststehende Realität, die nicht veränderbar ist und zu der es keine Alternativen gibt.<sup>23</sup> Nomologische Realität enthält daher auch per definitionem keine Reflexivität. »Autopoietisch« heißt im Kern: Autonomie und Selbstorganisation.<sup>24</sup> Das setzt eine integrierte Komposition von heterogenen Bestandteilen – Differenzen – voraus und produziert Differenzen. Entsprechend ist autopoietische Realität komponiert und reflexiv, d.h. sie impliziert konstitutive und selektive Mechanismen. Autopoietisch ist dann eine heterogene Realität, die sich selbst durch internes Prozessieren und Austausch mit der Umwelt erhält, steuert und ändert, also über ein Aktivitätspotential verfügt. Dieser Typ von Realität kennt immer Alternativen und einen offenen Entwicklungshorizont, so dass er ständig stabilisiert und gesteuert

weil zunächst die logische Struktur von Realität behandelt wird – unabhängig von möglichen Inhalten.

- 21 Zu den Argumenten, die Weber (zumindest implizit) für seine Typisierungsstrategie anführt, gehört auch, dass Typen keine Rücksicht auf Empirie nehmen müssen und zugleich Widerspruchsfreiheit bieten können (Weber 1964, 14ff). Was bei ihm jedoch nicht ausgearbeitet wird, ist die Frage der Kombination der Typen im empirischen Geschehen.
- 22 Dies ist ersichtlich (und absichtlich – es geht darum, ausgetretene Pfade zu verlassen, ohne ihre Leistungen zu vergeben) eine eklektische Zusammenstellung. Nomologisch ist dabei (anders als nomothetisch) eine Gegenstandscharakteristik. Der Gegenbegriff zu »nomologisch« wäre »idiologisch«; er ist allerdings ungeeignet; nicht nur, weil der Begriff reichlich verwechslungsträchtig klingt, sondern vor allem, weil er nicht ausreicht, um die Gegenstandslogik, um die es geht, zu charakterisieren. Das Konzept der Selbst-Erzeugung geht über die Eigen-Logik hinaus und ist daher als logisches Pendant zur exklusiven Regelmäßigkeit besser geeignet. Der Begriff wird sehr unterschiedlich gebraucht (vgl. Zeleny 1981, Krohn/Küppers 1990). Hier wird er – ohne weitere Festlegungen zu übernehmen – als Bezeichnung eines aktiven Vermögens verwendet.
- 23 Dabei ist allerdings ein Kontext vorausgesetzt, innerhalb dessen diese Konstanz gegeben ist. Bekannt ist inzwischen, dass auch die im Universum gültigen physikalischen Gesetze zu einem bestimmten Zeitpunkt entstanden sind und in sogenannten »Singularitäten« (so) nicht gültig sind. Hier genügt jedoch, dass innerhalb eines bestimmten Kontextes von der Ubiquität der Gegebenheiten ausgegangen werden kann. Innerhalb dieses Rahmens hat nomologische Realität die genannten Eigenschaften, ist also inert jeder Aktivität vorgegeben.
- 24 Die begrifflichen Fassungen des Autopoiesis-Konzepts differieren – aus den weiter unten beschriebenen Gründen – erheblich (vgl. z.B. Zeleny 1981, Maturana 1982, Luhmann 1984). Für die hier behandelte Thematik (Logik und Probleme konnotativer Theorien) reicht eine allgemeine Charakterisierung des Realitätstyps.

werden muss. Anders gesagt: Autopoietische Realität ist insofern politisch, als sie (sich) durch Konstitution und Selektion aus (selbst erzeugten) Möglichkeitshorizonten entwickelt.

Diese Typen sind Abstraktionsprodukte.<sup>25</sup> Sie existieren daher auch nicht oder nur in künstlichen Sondersituationen – in Experimenten, in Lehrbüchern. *Empirisch* geht es, um es noch einmal zu betonen, im Wesentlichen um *Mischungen* der Realitätstypen. Auch diese Mischungen haben ein typisches Profil. Ausgehend von der Form von Autopoiesis, die nomologisch funktioniert, lassen sich Stufen zunehmender Autopoiesis identifizieren, die sich aus Kombinationseffekten ergeben. Daraus ergibt sich ein Spektrum von Realitätskonfigurationen. Ohne dies hier im Einzelnen diskutieren zu können (das wäre ein Thema für sich)<sup>26</sup>:

- *Nomologische Autopoiesis* besteht aus Selbsterzeugung, die gesetzmäßig verläuft. Darauf bezieht sich die ursprüngliche Begriffsverwendung bei Maturana/Varela: Die Synthetisierung von Zellbestandteilen in der Zelle. Dieser Prozess hat keine Autonomie, keine Alternativen und ist auf ein spezifisches Milieu (»living systems«) angewiesen, also auf einen funktionierenden autopoietischen Gesamtprozess, der ihn auslöst und in Betrieb hält.
- Bereits die *Interferenz von rein nomologischen* Teilprozessen führt zur Entstehung von kybernetischer<sup>27</sup> Autopoiesis (etwa das Zusammenspiel chemischer und physikalischer Gesetzmäßigkeiten, aus dem Geologie und Klima bestehen). Hier ist Autopoiesis noch begrenzt und gesteuert durch Nomologie. So basieren etwa die Entwicklung von kontinentalen Festplatten wie die auch Entstehung von Eiszeiten auf einer Form von Selbstregulation, die sich aus der (gesetzmäßigen) Interferenz von gesetzmäßigen Teilprozessen und deren Produkten ergeben. Dabei entstehen bereits ständig neue Konfigurationen, die jedoch zyklisch bleiben, also ein feststehendes Repertoire variieren, aber nicht erweitern. Diese Autopoiesis ist kybernetischer Natur, weil Regeln und Kombinatorik vorgegeben sind und nur feststehende Optionen zulassen.
- Die *Interferenz verschiedener Formen kybernetischer Autopoiesis* (Geologie und Klima) ermöglicht unter bestimmten Bedingungen die Entwicklung von Formen von Realität, in der Kombinationsgewinne Emergenz ermöglichen. Im Geosystem Erde entstand die Biosphäre, die gebunden ist an ihre (nomologischen) Grundlagen, aber eine eigene Form der Regulation und Entwicklung enthält. Diese (ökologische) Selbstregulation stellt eine Form von *dynamischer Autopoiesis* dar, in der bereits in vieler Hin-

25 Genauer gesagt: doppelte Abstraktionsprodukte, da sowohl von empirischer Realität als auch von der Logik einzelner Theorien abstrahiert wird. Ersteres ist üblich, letzteres nicht unproblematisch, aber dann sinnvoll, wenn die Theorien jeweils (andere) Teile einer komplexen Problemlage erfassen. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Kombination verschiedener Logiken produktiv ist.

26 Ich folge hier nicht der von Luhmann zugespitzten Entweder/Oder-Strategie; sondern dem Modell »gestufter« Autopoiesis (wie dies z.B. Teubner 1990 andeutet).

27 Auch bei dieser Bezeichnung verwende ich Begriffe aus unterschiedlichen Theoriezusammenhängen. Sie sind so ausgewählt, dass sie dazu beitragen, die unterschiedlichen Formen von Autopoiesis zu charakterisieren.

sicht prinzipiell unberechenbare und individualisierte Ereignisse mit akkumulativen Effekten zustande kommen.

- Deren Eigendynamik generiert ihrerseits die Möglichkeit *reflexiver Autopoiesis*, also einer Realität, die sich auf sich selbst bezieht und eigenständige Entscheidungen trifft. Damit wird die Bindung an nomologische Voraussetzungen gelockert und tendenziell umgekehrt: sie werden für autopoietische Prozesse aktiv genutzt. Empirisch ist dies (evolutiv zunehmend) der Fall bei »living systems« und kumuliert in Psyche und Sozialorganisation der Gattung homo sapiens, also dadurch, dass handlungsfähige Akteure im soziologischen Sinn ins Spiel kommen.<sup>28</sup> Logisch ist dies der Typus von Autopoiesis, den Luhmanns Systemtheorie verwendet.

Mit den abstrakten logischen Typen lassen sich unterschiedliche Formen ihrer Konfiguration unterscheiden. Dabei ergeben sich mit dem sich verschiebenden Verhältnis von Nomologie und Autopoiesis unterschiedliche Niveaus der Ausprägung von Autopoiesis.<sup>29</sup> Zugleich zeigt sich die Zunahme einer bestimmten Art logischer Komplexität (vgl. dazu auch die Vorschläge von Jantsch 1982). Sie besteht vor allem darin, dass reflexive Autopoiesis aus dem permanenten Zusammenspiel von unterschiedlichen Faktoren, die ihrerseits auf dem Möglichkeitshorizont, den dieses Zusammenspiel erzeugt, basieren. Durch diesen sich selbst erzeugenden und weiter entwickelnde Prozess kommen idiosynkratische (aber nicht zwingend funktionale oder konsonante) Ziele und Mittel der Steuerung ins Spiel. Dadurch wird das Geschehen potenziell konflikträftig und widersprüchlich.

Das hier als Bezugspunkt genutzte Gegenstandskonzept besteht demnach in einem gestuften Modell, welches logische Realitätstypen unterscheidet, die empirisch in Mischformen erscheinen. Die Charakterisierung der Typen folgt der Differenz zwischen determiniert und kontingent (wobei angenommen wird, dass empirische Realität beide Merkmale – in gemischter Form enthält bzw. enthalten kann). Je mehr Autopoiesis der Gegenstand enthält, desto mehr Kontingenz muss Theorie verarbeiten und enthalten. Da Reflexivität ab einem bestimmten Niveau sich selbst einbezieht, bringt die theoretische

28 Humane Akteure sind die Voraussetzung und eine treibende Kraft humaner Gesellschaften, wobei gerade der (gegenüber prähumanen Akteuren) erheblich erweiterte Handlungsspielraum die Verselbständigung und Eigendynamik von sozialer Realität ermöglicht. Hier geht es jedoch nicht um die wechselseitige Konstitution von Akteuren und Gesellschaft, sondern um die (auch) damit verbundenen Theorieprobleme. Deshalb wird das Thema hier nicht weiter behandelt.

29 Damit lässt sich die Parsons-Luhmann-Formel (doppelte Kontingenz erzeugt Komplexität) so erweitern: Die Interferenz von unterschiedlichen Formen von Nomologie erzeugt ein geschlossenes Kontingenzfeld in dem zyklische Autopoiesis entsteht; die Interferenzen unterschiedlicher Kontingenzfelder dieser Art erzeugen ein offenes Kontingenzfeld mit Möglichkeiten der Erweiterung und Emergenz. Auf diesem Niveau ist Komplexität noch limitiert durch den nomologischen Kontext. Die Eigendynamik offener Kontingenzfelder ermöglicht eine Steigerung von Komplexität, die dadurch reflexiv werden kann. Erst die Interferenz von Formen reflexiver Autopoiesis erzeugt die Art von Komplexität, die gemeint ist.

Beschäftigung mit reflexiver Autopoiesis das zusätzliche, mit den Theorieproblemen nicht direkt verbundene Thema Selbstreflexion mit sich.<sup>30</sup>

### 3 Theorietypen

Folgt man dieser Unterteilung, so lässt sich näher beschreiben, welche Leistungen Theorien abverlangt werden, wenn sie ihrem Gegenstand gerecht werden wollen, und welche Merkmale Theorien zeigen, wenn ihnen dies gelingt. Rein nomologische Realität lässt sich, da sie kontextunabhängig konstant bleibt, beliebig isolieren, manipulieren und dekontextuieren. Sie wird durch empirische Verfahren nicht beeinflusst und zeigt nur das, was sie von sich aus ist.<sup>31</sup> So gewonnene Befunde lassen sich zudem *ohne Informationsverlust algorithmisch auf Kalküle reduzieren*, in denen die Regelmäßigkeiten des Themas erfasst sind. Nomologie erlaubt damit ein themenunabhängiges – semantikfreies – Prozessieren der Regelmäßigkeiten, die dann in *denotativen* Theorien erfasst werden können, also in Theorien, die eine von der Umgangssprache systematischen unterschiedenen Zeichensprache mit festgelegter Grammatik benutzen und damit eindeutige Formulierungen gewinnen/bieten.<sup>32</sup>

Denotative Theorien sind also – wenn sie ihren Gegenstand korrekt erfassen – abgeschlossen und gelten exklusiv und kontextunabhängig. Die Benutzung der so gewonnenen Kalküle ist daher ebenfalls alternativelos, d.h.: wer sie benutzt, kommt – bei Einhaltung der Regeln – zum gleichen eindeutigen Ergebnis. Dies gilt jedoch nur für reine Nomologie.<sup>33</sup> Bereits die Interferenz von nomologischen Abläufen führt zu Spielräumen für

30 Nicht jede Theorie, die autopoietische Realität behandelt, ist daher selbstreflexiv. Theorien des Wetters, eines Ökosystems, eines kybernetischen Systems sind systematisch von ihrem Thema getrennt und behandeln sich nicht selbst, was für human- und sozialwissenschaftliche Theorien so nicht gilt (s.u.).

31 Diese Non-Reaktivität bedeutet methodologisch: Freiheit im Umgang mit der Realität – es muss zwar auch methodisch darauf geachtet werden, dass die Methoden zielführend sind; auf den Gegenstand selbst muss aber keine »Rücksicht« genommen werden. Gegen dieses Argument wird häufig mit Hinweis auf die Heisenberg'sche »Unschärferelation« behauptet, dass letztlich alle empirischen Feststellungen relativ und beobachterabhängig seien. Ganz abgesehen davon, dass die »Unschärferelation« nicht immer richtig dargestellt wird (es handelt sich um eine Theorie der Genauigkeit, mit der zwei physikalische Größen eines mikrophysikalischen Systems gemessen werden können und nicht um die Feststellung irgendeiner Art von Beliebigkeit von Aussagen) verfehlt diese Argumentation den wichtigsten Punkt: Die »Unschärfe« ist ein gesetzmäßiges Verhältnis, das immer und überall auftritt und daher auch als kontextfreier Algorithmus, d.h. in Form einer denotativen Theorie ausgedrückt werden kann.

32 Die Bezeichnung »denotativ« basiert auf der linguistischen Definition (vgl. Bußmann 2002), die darunter eine kontext- und situationsunabhängige Bezeichnung versteht. Daraus lässt sich ableiten, dass eine denotative Theorie den Sachverhalt von allen Externa trennt und nur damit den Sachverhalt, aber keine sachverhaltsfremde Themen enthält. »Bezeichnung« kann dann auch so verstanden werden, dass dieser Sachverhalt in (eindeutig definierbaren) Zeichen ausgedrückt und damit formallogisch weiter verarbeitet werden kann.

33 Da reine Nomologie (s.o.) nur in Sondersituationen existiert, sind auch denotative Theorien »Kunst-

Variationsmöglichkeiten, deren Selektion erst im Prozess der Interaktion erfolgt. Damit fächert sich Realität auf in ein Spektrum von verschiedenen empirischen Konfigurationen, die im Rahmen einer allgemeinen Logik eine variierende Eigendynamik entwickeln. Kybernetische Autopoiesis heißt daher: die elementaren Bestandteile wie auch der Möglichkeitshorizont ihrer Kombinationen stehen fest, aber die Art der Konstitution und Selektion dieser Kombinationen ist ein Stück weit »individualisiert«, also eigendynamisch und damit nur noch begrenzt bzw. zum Teil kalkulierbar. Um beides erfassen zu können, muss Theorie daher für beides – für die allgemeine Logik ebenso wie die spezifischen individualisierten Konkretisierungen – offen sein. Beides geht jedoch nicht gleichzeitig. Eine allgemeine Interpretation hebt die nomologischen Züge hervor, die allen Variationen zugrunde liegt; eine Interpretation des Einzelfalls behandelt die jeweiligen Besonderheiten, d.h.: die Unterschiede.<sup>34</sup> Dafür muss Theorie multiple Optionen enthalten, um mit dem Möglichkeitshorizont der Besonderheiten kompatibel zu bleiben. Das bedeutet, dass sie nicht mehr vollständig denotativ geschlossen und ihre Verwendung eindeutig festlegt sein kann.<sup>35</sup> Umgekehrt kann die Erschließung von Besonderheiten nicht die Strategie zur Herausarbeitung der allgemeinen Logik sein.

Was hier deutlich wird, ist, dass in dem Moment, wo Autopoiesis ins Spiel kommt, Theorie also nicht mehr rein denotativ verfahren kann. Sie ergänzt/erweitert/verbindet Kalküle durch Konzepte, die zur Herstellung von Zuordnungen, Abgrenzungen und Verbindungen anleiten. Das ändert die Form von Theorien: Sie enthalten Leitideen (möglicherweise in Form eines abstrakten Kalküls), welche gegenüber allen Besonderheiten (gleich) indifferent sind, so dass sie dafür erst passend formatiert werden müssen. Dazu enthalten sie Parameter mit Identifizierungs- und Relationierungspotential, welche sowohl konstitutive als auch selektive Leistungen erbringen können. Erst dadurch wird Theorie auf spezifische Konstellation hin orientiert. Je ausgeprägter der autopoietische

produkte« und konstruieren eine idealisierte Wirklichkeit. Der Mars ist beispielsweise alles andere als eine Kugel im mathematischen Sinn, die Astrophysik kann jedoch von den unzähligen Unebenheiten absehen und sie theoretisch wie eine Kugel behandeln (vgl. Cohen/Stewart 1997). Dennoch bleibt die denotativen zugrunde liegende algorithmische Reduzierung risikolos, solange die Ergebnisse reproduzierbar und stabil bleiben (Hacking 1999). Die Idealisierungen wirken sich dann nicht auf die Gültigkeit aus.

- 34 Bereits auf dieser Stufe der Autopoiesis sind eine Ableitung des Einzelfalls (und erst recht die seiner längerfristigen Entwicklung) aus dem allgemeinen Kalkül wie auch eine Prognose nicht mehr möglich. Selbst komplexe Computersimulationen des Wetters entfernen sich bereits nach wenigen Iterationen von der realen Entwicklung, weil sie nicht die ständigen Neukonfigurationen nicht vorhersagen können.
- 35 Das führt zu einer Art Verdopplung von Theorie: Neben die alle Möglichkeiten einschließende allgemeine Theorie treten Anwendungskalküle, die verschiedene Erklärungsoptionen bereit halten und ad hoc und ad rem entscheiden (müssen). Das heißt, dass Theorien neben fixen Kalkülen Restkontingenzen enthalten, die über Schätzungen und Einschätzungen, also letztlich erfahrungsbasierte »Daumenregeln« genutzt werden. Beispielhaft dafür sind Wetterprognosen: Computersimulationen (es gibt sie meist im Plural) errechnen einen Möglichkeitshorizont, der mit jedem Entwicklungsschritt an Eindeutigkeit verliert. Wo sich die Wissenschaft auf Auftretenswahrscheinlichkeiten zurückziehen kann, müssen Anwender sich – mit Hilfe von zusätzlichen Kriterien – aktiv entscheiden.

Charakter von Realität ist, desto stärker gewinnt Theorie diese *konnotativen* Eigenschaften.<sup>36</sup> Konnotativ heißt, dass die Theorie nicht oder nur begrenzt aus definitiven Interpretationen und eindeutigen Verfahren besteht (wie dies für denotative Theorien typisch ist). Stattdessen bieten sie – als allgemeines Modell – Paradigmen (wörtlich: Beispiele; Erzählungen, die erläutern)<sup>37</sup>, die zeigen, wie Konfigurationen geordnet werden können. Als themenbezogene Theorien enthalten sie ausgewählte Hervorhebungen und Verbindungen und begründen deren Auswahl sowie die Art ihrer Relationierung. Je ausgeprägter der autopoietische Charakter der Realität ist, desto stärker ausgeprägt ist der konnotative Charakter der Theorien, mit denen sie bearbeitet werden.<sup>38</sup>

Aus diesen Überlegungen folgt, dass sozialwissenschaftliche Theorien strukturell konnotativ verfahren, weil sie sich mit reflexiver autopoietischer Realität auseinandersetzen. Sie zeigen daher auch in besonderem Maße die Merkmale, die aus dieser Aufgabe

- 36 Passender Weise ist der Begriff »konnotativ« mehrdeutig. Konsens besteht darüber, dass er den Gegenbegriff zu »denotativ« darstellt. Und in Variationen geht es darum, dass unterschiedliche Aspekte (Bedeutungen) mit einem Sachverhalt verbunden sind oder sein können (vgl. Bußmann 2002). Das entspricht dem, was Theorien reflexiver Autopoiesis an Leistung abverlangt wird, wenn sie die Möglichkeit von Alternativen und Emergenz erfassen. – Auch Autopoiesis ist im Übrigen ein Abstraktionsprodukt und kommt in Reinform empirisch nicht vor, weil eine völlig un-regelmäßige Wirklichkeit ebenso wenig denkbar ist wie eine Wirklichkeit, die nur aus Selbsterzeugung besteht. Auch dominante Autopoiesis ist daher eingebunden in einen Kontext, der »Fertigprodukte« enthält; sie arbeitet mit fixen Bestandteilen und erzeugt ihrerseits Regelmäßigkeiten – allerdings verschiedene und das un-regelmäßig.
- 37 So verstanden kennzeichnet der Begriff des Paradigmas bestimmte Merkmale von konnotativen Theorien, ist also nicht für alle Theorien zutreffend (vgl. Falter 1984). Dass Kuhn ihn generalisierend benutzt, hängt eng damit zusammen, dass er stets Beispiele aus der Geschichte der Physik und der Chemie verwendet (also Probleme und Arbeiten von Coulomb, Joule, Franklin, Newton diskutiert) und damit Situationen anspricht, in denen die Theorien noch unterentwickelt und eingebettet in weitere Felder des Nicht-Wissens sind. Solange denotative Theorien noch nicht abgeschlossen sind, enthalten sie zwangsläufig Vorläufigkeiten, Hypothesen ohne Begründungen, Spekulationen. Sie verfahren also in dieser Phase paradigmatisch. Nach dem (mehr oder weniger definierten) Abschluss der Arbeiten bleibt potenziell ein widerspruchsfreies und akzeptanzfähiges Modell übrig, so dass die Theorie an dieser Stelle exklusiv (und nicht paradigmatisch) ist. Dagegen bleiben konnotative Theorien dauerhaft paradigmatisch (s.u.).
- 38 Bereits der Umgang mit dynamischer Autopoiesis (Beispiel: Ökosysteme) zeigt, dass Theorie hier sich aufspaltet in eine allgemeine, empirisch jedoch indifferente Darstellung der allgemeinen Logik (die für alle Ökosysteme gilt) und Anwendungen, die die spezifische Dynamik von bestimmten Ökosystemen unter bestimmten Bedingungen analysieren. Daraus ergeben sich Muster (es bildet sich eine Trophiestruktur) und Tendenzen (Teiche tendieren in Mitteleuropa zur Verlandung), aber keine Prognostizierbarkeit (welche Art welche Position in der Trophiestruktur übernimmt; ob ein Teich tatsächlich verlandet). Noch ausgeprägter wird diese Theorieproblematik in der Auseinandersetzung mit reflexiver Autopoiesis, wo Regeln nicht nur unterschiedlich konfiguriert und angewendet, sondern ständig variiert und erneuert werden (können). Hier können Funktionsbedingungen nur noch abstrakt beschrieben werden, ohne dass daraus folgt, wie genau der Einzelfall funktioniert (oder nicht funktioniert). Die spezifische Theorie des Einzelfalls kann dagegen die Fülle der direkt und indirekt wirksamen Faktoren sowie die Effekte ihrer Interferenz nur auf riskante Weise bändigen. Konnotative Theorien sind hier unaufhebbar multireferenziell und bleiben zugleich in gewisser Weise unzulänglich.

resultieren. Die Problematik der Bearbeitung eines heterogenen Gegenstands, der immer anders ist bzw. sein kann (also Alternativen und Innovationen impliziert), der sich (selbst) im Zusammenspiel interner Teilprozesse und in ständigem Austausch mit seinem Kontext entwickelt und dadurch einen offenen Zukunftshorizont besitzt, färbt auf Struktur und Funktionsweise von Theorien ab. Vor allem folgende (aufeinander verweisende) Aspekte sind dabei von Bedeutung:

- *Theorieinstrumente*: Um die Heterogenität und Komplexität autopoietischer Realität erfassen zu können, muss Theorie über hinreichende Mittel der Akkomodation und Assimilation verfügen. Denotative Zeichen sind dafür nicht oder nur begrenzt geeignet. Sie müssen ergänzt oder ersetzt werden durch Flexibilität und kombinatorisches Repertoire. Dies leisten Begriffe, die – anders als Zeichen – imstande sind, Differenzen und Bewegung ihres Gegenstandes mit zu vollziehen. Dazu nutzen sie nicht nur semantische Offenheit, sondern sie arbeiten auch mit analogen Mitteln, also mit Symbolisierungsstrategien, die modellhaft-bildliche Qualität besitzen und auf diese Weise aggregieren und verbinden können. Damit erfassen und erhalten sie Komplexität. Zugleich müssen Begriffe mit einer Grammatik verbunden werden, die die Leistungen von Fach- und Umgangssprache verbindet. Sie ist einerseits fachsprachlich spezifiziert (und damit fixiert), andererseits ähnelt sie in Bezug auf die Freiheitsgrade natürlichen Sprachen. Eine solche Theoriesprache ist in gewisser Weise »terminologisierte Umgangssprache«<sup>39</sup>.
- *Theoriepraxis*: Entsprechend folgt aus dem Theorieprofil keine eindeutige und exklusive Form der Anwendung. Konnotative Theorien sind kein Fertigprodukt, sondern ein Potenzial, welches Anwendungsoptionen enthält. Da sie nicht vollständig normiert und routinisiert werden können, bleiben sie strukturell »primitiv« und müssen (metaphorisch gesprochen) dauerhaft als »Handarbeit« vollzogen werden. Entsprechend ist auch die Leistung von Theorien anwendungsabhängig, d.h.: produktive Paradigmen können durch dogmatische Anwendung ruiniert und einfache Paradigmen durch kreative Verwendung produktiv werden. Dabei bleiben die Ergebnisse der Theoriearbeit auch insofern problematisch, als sie ihre Leistungsfähigkeit mit Restriktionen erkaufen. Die Fähigkeit, bestimmte Aspekte differenziert zu analysieren, führt dazu, dass andere Aspekte nicht angemessen erfasst werden können. Das kann zu Gemengelagen von Scharfsinn und Unsinn führen.
- *Theorieleistung*: Autopoietische Realität ist prinzipiell nicht vollständig zu erfassen, weil sie immer verschieden ist und sich unkalkulierbar verändert. Theorie muss sich daher entscheiden, welche Dimensionen und welche Bestandteile der Realität sie hervorhebt und verbindet. Dabei wird das multilogische Zusammenspiel reflexiver Autopoiesis auf riskante Weise reduziert: Einerseits können Theorien *nicht alle relevanten Aspekte zugleich* hervorheben, andererseits können sie *nicht alle gleich gut* behandeln. Je mehr sie sich auf bestimmte Themendimensionen einstellen, desto weniger

39 Diesen Ausdruck hat Habermas (1968: 322) in Bezug auf die Probleme psychoanalytischer Theorie geprägt.



können sie zugleich andere ebenso kompetent behandeln – eine Soziologie, die ökonomische Aspekte gesellschaftlicher Prozesse beschreibt, kann mit den gleichen Mitteln nicht deren psychologische Dimension untersuchen. Theorie bleibt daher u.U. sogar wegen ihrer Leistungsfähigkeit zugleich auch unzulänglich.<sup>40</sup>

- *Theorieidentität*: Die damit verbundene Differenzierung setzt sich innerhalb der einzelnen Paradigmen fort. Es gibt sie als allgemeines Theorieprinzip (Systemtheorie), als besondere Formulierung (Systemtheorie sensu Luhmann) und als konkrete themenbezogene Anwendung (Luhmanns Studie über »Ökologische Kommunikation«).<sup>41</sup> Auch Theorien müssen die allgemeine Logik, unterschiedliche Typen und die Spezifität des Einzelnen erfassen können. Das bedeutet, dass sie *strukturell trianguliert* sind. In jeder Dimension gibt es potenziell Mehrdeutigkeiten und damit Wahlmöglichkeiten. Die verschiedenen Dimensionen des Theoriemodells sind nicht aufeinander reduzierbar/substituierbar und auch nicht unmittelbar auseinander ableitbar. Die damit verbundene Mehrdeutigkeit der Theorie führt zu ständigem Prozessieren auf verschiedenen Ebenen und hat entsprechenden Transformationsbedarf zur Folge.
- *Theoriebalance*: Dieses Profil erschwert die notwendige Stabilisierung von Theorien. Triangulierung bedeutet auch, dass Theorien nirgends exklusiv verortet sind, sondern überall zu Hause sein müssen. Ihr Ort ist die Bewegung, was Festlegungen erschwert. Zugleich führt die Diskrepanz zwischen Thema und Thematisierung dazu. Bemühungen, sie durch Schließung zu sichern, meist die Erklärungskraft reduzieren oder neue bzw. andere Instabilitäten mit sich bringen. Daher kann nicht nur ein Zuwenig, sondern auch ein Zuviel an Stabilisierung zum Problem werden. Dazu kommt die *Identität von Theorie und Metatheorie*: Jede Theorie entwickelt ihre eigene metatheoretische Begründung und vice versa. Es gibt daher keinen einheitlichen metatheoretischen Bezugspunkt von Theorien<sup>42</sup>. Da sie keinen externen Halt in Form einer geteilten Metatheorie haben, müssen sie ihre Begründungen jeweils selbst erzeugen und ständig adaptieren. Daher wird metatheoretische Reflexion auch keine von in-

40 In voller Konsequenz heißt das: Theorien sind in gewisser Weise stark, weil sie (in anderer Hinsicht) schwach sind. Daher präsentieren sich empirische Theorien u.U. als Mélange von Stärken und Schwächen.

41 Dass das allgemeine Paradigma der Systemtheorie die besonderen Ausformulierungen bei Bertalanffy, Forrester, Rapaport, Parsons, Luhmann (vgl. Müller 1996) als potentielle Optionen enthält, ist evident. Diese Ausformulierungen sind offen für unterschiedliche Anwendungen. Gleichzeitig sind die Anwendung der Systemtheorie nicht allein aus dem allgemeinen Paradigma bzw. dessen Ausformulierung ableitbar – Luhmann hätte aus seinem theoretischen Repertoire in der Auseinandersetzung mit dem Thema Ökologie auch andere Argumente entwickeln können. – Die Differenzen der Ebenen gelten auch für das Verhältnis von Theorie und Praxis. Beispielsweise zeigen Konzepte einer »systemischen Psychotherapie« eine innere Verwandtschaft, aber es handelt sich um Wahlverwandtschaften, die unterschiedlich aussehen können. Sowohl die theoretischen Bezugspunkte der Modelle als auch die Nutzung der theoretischen Angebote unterscheiden sich erheblich.

42 Dagegen haben denotative Theorien in der von ihnen genutzten mathematischen Kunstsprache eine gemeinsame Grundlage mit metatheoretischer Funktion. Gleichzeitig können sich Theorien durch ihren Gegenstandsbezug im Rahmen dieser geteilten Vorgaben begründen, was auch heißt, dass sie unabhängig von Metatheorie operieren können. Beides entlastet die einzelnen Theorien von metatheoretischer Begründungsarbeit.

haltlicher Arbeit getrennte und unabhängige Aktivität, sondern eine Leistung, die konnotative Theorien immer erbringen müssen.<sup>43</sup>

- *Theorieentwicklung*: Die »ewige Jugend« (Weber 1904, 57) konnotativer Theorien hängt nicht nur damit zusammen, dass sie ständig neue Themen zu bearbeiten haben. Sie sind *strukturell unabschließbar*. Die Diskrepanz zwischen Realitätskomplexität und Verarbeitungskapazitäten von Theorien führt immer zu Unzulänglichkeiten; jede Weiterentwicklung bringt neue Probleme zum Vorschein; auf jedem neuen Theorieniveau kehren alte Probleme in neuer Form wieder. Sie präsentieren sich daher auch nicht als geschlossene und homogene Einheit, sondern als unscharfer Thematisierungskorridor<sup>44</sup>, der unterschiedliche Ausformulierungen und Interpretationen einschließt. Konnotative Theorien bleiben unter diesen Umständen eine »Dauerbaustelle«, an der von unterschiedlichen »Unternehmern« auf unterschiedlicher Weise gearbeitet wird.<sup>45</sup> Daher präsentiert sich die Theorieentwicklung auch nicht als geordnetes und koordiniertes Vorschreiten, sondern als erratischer Schlingerkurs.<sup>46</sup>
- *Auroreflexivität*: Wo autopoietische Theorien autoreflexiv sind, also sich auf die Wirklichkeit beziehen, deren Teil sie selbst sind, treten die bekannten Folgen von Abhän-

43 Da dies jeweils in Konkordanz mit der eigenen Theoriekonzeption erfolgt, gibt es auch keine Verständigung über metatheoretische Grundlagen, so dass ein tertium comparationis schwer zu finden ist.

44 Aus diesem Grund haben konnotative Theorien das chronische Problem der Grenzziehung. Ob Texte physikalisch kompetent sind oder nicht, ist im Allgemeinen gut erkennbar (sieht man von den Leseschwächen ab, die die Sokal-Affäre verdeutlicht hat). So leicht haben die Sozialwissenschaften es nicht. Weil der Kernbestand anders definiert wird, werden auch Grenzen anders gezogen. Dazu kommt, dass die Interferenz mit dem sozialen Umfeld auch zur Folge hat, dass Externe sich Sachkompetenz zusprechen und die Leistungen der Soziologie (aus ihrer Sicht) kritisieren. Dagegen würde kein Leitartikler eine chemische Formel kritisieren (können).

45 Das bedeutet auch, dass immer wieder neue Versuche der Vermittlung durch immer neue Lehrbücher (die sich alle unterscheiden) unternommen werden können und müssen. Dabei sind diese Texte oft eher Medien der Selbstverständigung und diskutieren oft mehr mit Konkurrenten als dass sie sich an die eigentlichen Adressaten wenden. Auf der anderen Seite ist ein Zugang zum Verständnis von und zum Umgang mit konnotativen Theorien dadurch erschwert, dass sie sich nicht nur in bunter Vielfalt, sondern als hermetische Eigenwelten präsentieren, die keinen gebahnten Zugang bieten. Dadurch ist der Erwerb von Theoriekompetenz auch ein nicht-linearer und nicht instrumentalisierbarer Lernprozess (vgl. Schüle 2002). Auch dieser Lernprozess ist nicht durch das Erreichen eines bestimmten Niveaus und die Fähigkeiten des Umgangs mit bestimmten Modalitäten »abschließbar«, da sich die Probleme immer wieder aufs Neue stellen.

46 Kuhn (1973) hat zu Recht darauf hingewiesen, dass das Bild einer gradlinig voranschreitenden Wissenschaft generell nicht stimmt und durch Selbstidealisation erzeugt wird. Seine Beispiele stammen jedoch durchwegs aus der Pionierzeit der Naturwissenschaften, als in der Tat die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit bestand, dass z.B. aus falschen Gründen richtige Theorien akzeptiert wurden. Dies gilt für entwickelte denotative Theorien nicht: Haben sie ein hinreichendes Niveau der Extension und Vernetzung erreicht, so ergeben sich eindeutige Entscheidungskriterien und Entwicklungsbahnen für theoretische Arbeit; die Unsicherheit verschiebt sich an den Horizont des Erkannbaren und die dort auftretenden Unsicherheiten sind als solche identifizierbar. Dagegen verbleiben konnotative Theorien dauerhaft und überall in einem Zustand der Ungewissheit.

gigkeit und Rückkoppelung auf.<sup>47</sup> Theorien sind aktiv und passiv selektiv in Bezug auf die Optionen, die die Wirklichkeit an Symbolisierungsmöglichkeiten enthält. Generell sind sie auf Freiheitsgrade der Realität selbst angewiesen, um sich emanzipieren zu können. Ihre Mittel entnehmen sie der Realität, die sie behandeln, wobei sie (wie oft diskutiert), auch wenn sie versuchen, Äquidistanz zu normativen und ideologischen Positionen zu halten, jeweils spezifische Konfigurationen spiegeln, für und in Tendenzen stehen, bestimmte Positionen stärken (und andere nicht). Daher sind autoreflexive Theorien in die Dynamik ihres Gegenstandes thematisch wie institutionell verstrickt. Das zeigt sich an Abhängigkeiten von externen Dynamiken (Moden), an Themenwahl, Thematisierungsstrategien und kulturspezifischen Stilen.<sup>48</sup>

Kurz gesagt: Konnotative Theorien haben einerseits erheblich Probleme mit sich selbst, andererseits mit ihrem Gegenstand. Beides sind zwei Seiten derselben Medaille. Keine Theorie kann die Logik und Empirie reflexiver Autopoiesis vollständig erfassen und fixieren, weil beides nicht still steht. Vielfalt und Fülle der Interferenzen, die sie impliziert, übersteigen die Möglichkeit dessen, was Theorien leisten können. Es gibt keine singuläre Perspektive, die zugleich alle beteiligten thematischen Dimensionen angemessen behandeln und optimieren kann. Die Systematisierung von Perspektiven in Form von Paradigmen bringt Reduzierungskosten mit sich. Jede Form der Thematisierung ist zugleich konstitutiv und selektiv, konfiguriert spezifisch und hebt dabei nur bestimmte Aspekte hervor. Die *gleichzeitige* Optimierung *aller* relevanten Dimensionen und Themen kann jedoch keine Theorie allein leisten. Das heißt: Perfektion ist nicht erreichbar. Dadurch besteht stets die Möglichkeit alternativer Thematisierungsstrategien.

Damit ist Multiparadigmatik eine Konsequenz des Missverhältnisses von Themenkomplexität und der Kapazität von Theorien. Entsprechend kann (und im Sinne einer umfassenden Sicht: muss) autopoietische Realität immer auch auf andere Weise thematisiert werden. Die unterschiedlichen Thematisierungsstrategien können mehr oder weniger weitreichend sein, machen jedoch andere Zugänge nicht überflüssig. Dies hat erhebliche Konsequenzen für jede der Theorien und für die Beziehung zwischen den möglichen Theorien. – Einen Gegenstand nicht vollständig und eindeutig erfassen zu können heißt für Theorie, kritisierbar (und kritikwürdig) zu sein. Diese Möglichkeit nötigt Theorien nicht nur, sich ständig selbst zu beobachten und viel in (gelegentlich problemati-

47 Dass es sich hier um eine prinzipielle Differenz handelt, ist von Dilthey bis Schütz immer wieder festgestellt worden. Bei näherem Hinsehen sind die Verhältnisse komplizierter. Auch nomologische Sachverhalte werden gesellschaftlich wie individuell autoreflexiv behandelt. Aufbau und Funktionsweise von Viren sind nomologisch, ihr gesellschaftlicher Ruf und die konnotierten Ängste und Phantasien sind (mögliche) Elemente der psychosozialen Autopoiesis. Beides lässt sich jedoch klar trennen. Das ist bei sozialen Produkten so nicht möglich. Daher empfiehlt es sich, auch Autoreflexion als abgestuften Modus zu behandeln.

48 Galtung (1983) hat am Beispiel »sachsonischen«, »teutonischen«, »gallischen« und »nipponischen« Umgangs mit Theorie gezeigt, wie eng bei konnotativen Theorien Theoriestructur, Umgang mit Theorie und Kultur verwoben sind. Solche Differenzen beeinflussen denotative Theorien nicht. »Nipponische« Physik ist keine sinnvolle Kategorie (im Gegensatz zu einem »nipponischen« Umgang mit den Befunden der Physik).

sche) Formen der Selbstbestätigung zu investieren. Die Koexistenz von Theorien führt zudem unvermeidlich zu Auseinandersetzungen über Geltungsfragen und zur Konkurrenz. Anders als bei denotativen Theorien gibt es hier keine eindeutigen Entscheidungskriterien, weil sich jede Theorie auf eine eigene Metatheorie beruft. Schon deshalb verlaufen die Diskurse ungeordnet und manchmal ungesittet. In akuten Kontroversen dominieren häufig Polemik und Missachtung. Aber auch jenseits von Kontroversen herrscht meist ein wenig koordiniertes Neben- und Gegeneinander verschiedener theoretischer Ausgangspunkte und Verfahrensweisen.<sup>49</sup>

»Die« Soziologie, »die« Psychologie, »die« Ethnologie lösen sich daher bei näherem Hinsehen sofort in unterschiedliche, heterogene Subparadigmen und Theoriestrategien auf, die das Fach unterschiedlich definieren und jeweils eigene Verfahren und Modelle vertreten. Dadurch präsentiert sich ein Fach nach außen wie nach innen *chronisch* als dissonant und im Plural – nicht nur in »revolutionären Phasen« im Sinne von Kuhn. Es ist die Normalität dieses Typs von institutionalisierter Reflexion.

#### 4 Folgeprobleme

Eine nicht abschließbare und strukturell unvollständige Theorie ist chronisch instabil und besitzt relativ wenig externen Halt (in Ergebnissen, in Konsonanz mit anderen Theorien). Gleichzeitig schließen sich unterschiedliche Theorien nicht aus, weil/wo sie unterschiedliche Aspekte sozialer Realität hervorheben und unterschiedliche Möglichkeiten fokussieren. Zu den zentralen Problemen sozialwissenschaftlicher Theorie gehört daher die Notwendigkeit, angesichts von Schwierigkeiten des Gegenstandskontakts, von Kontingenz, Konkurrenz und Überforderung hinreichend Stabilität zu gewinnen und sich nach außen abzugrenzen. Daraus ergibt sich ein spezifisches Problemprofil, welches Theorien, die mit denotativen Mitteln arbeiten, nicht haben. Soweit Soziologie die konnotative Form der Theorie nutzt bzw. nutzen muss, steht sie dabei ebenso zwischen Scylla Dogmatik und Charybdis Strukturlosigkeit wie sie als autoreflexive Theorie zwischen zu viel und zu wenig Nähe/Kontakt zum Thema steht. Zu viel interne Stabilität und Distanz

49 Luhmann (1990: 297) wertet die soziologietypische Form der Kritik ab mit dem Hinweis, dass jede Theorie kritisierbar sei, so dass Kritik witzlos sei. Das stimmt so nicht. Denn nicht jede Theorie ist gleich kritisierbar. Denotative Theorien müssen feststehenden Kriterien entsprechen, an Hand derer sie kritisierbar sind. Sie können, (in Bezug auf diese Kriterien) durch logische Geschlossenheit und empirische Bestätigung exklusive Gültigkeit gewinnen. Unabhängig davon bleiben die Kriterien kritisierbar. Anders konnotative Theorien, die aus den genannten Gründen sich mit einheitlichen Beurteilungskriterien (bzw. deren Interpretation) schwer tun sowie aus strukturellen Gründen unzulänglich bleiben. Beides hat unterschiedliche Formen der Kritisierbarkeit zur Folge: Auf Grund ihrer unzulänglichen Verarbeitungskapazität bleiben konnotative Theorien kritisierbar, selbst wenn sie *lege artis* entwickelt sind – irgendetwas fehlt immer, irgendetwas könnte auch anders sein. Und aus der Sicht eines anderen Paradigmas ist eine konnotative Theorie immer in gewisser Weise »falsch«. Was Luhmann zu Recht kritisiert (und wohl auch gemeint hat), ist Kritik, die sekundäre Funktionen hat, also der Abgrenzung oder Abwertung dient. Ansonsten bleibt Kritik gerade wegen ihrer falliblen Struktur für konnotative Theorien ein Lebenselixier.

hindert die Theorie an der nötigen konnotativen Beweglichkeit; zu wenig Kontrolle der Beweglichkeit und des Austauschs löst die Identität der Theorie auf und kann erratische Ergebnisse zur Folge haben. Für die richtige Balance von Beidem steht kein objektives Kriterium zur Verfügung, so dass es auch intern zu Kontroversen über den richtigen Weg und damit zu Dissidenz, Richtungskämpfen etc. kommen kann.

Dieses Problemprofil muss bearbeitet werden, ohne wirklich bzw. definitiv gelöst werden zu können. Daher entwickeln sich einerseits ein permanenter Prozess der Selbstbeobachtung und -reflexion, andererseits praktische Formen der Bewältigung (mit Odo Marquard, 1986: Formen der »Inkompetenzkompensationskompetenz«), die u.U. noch riskanter als die Probleme selbst sein können. Die mit den Problemen der Theoriebalance sozialwissenschaftlicher Theorien ergebenden Schwierigkeiten implizieren *primäre Risiken*. Sie sind das unmittelbare Ergebnis der konnotativen Theoriestructur, also Effekte von Stabilitäts- und Balancedefiziten. Diese strukturelle Problemlage ist der Ausgangspunkt *sekundärer Risiken*. Sie ergeben sich daraus, dass bei konnotativen Theorien das Verhältnis von produktivem und reproduktivem Prozess, von Thema und Institutionalisierung auf besondere Weise komplex ist.

Zu den Formen der praktischen Bewältigung gehört nicht zuletzt, dass von den Exponenten der jeweiligen Paradigmen die eigene Leistungsfähigkeit und die Unabhängigkeit der Theorie *kontrafaktisch überschätzt* wird bzw. werden muss. Denn ohne die Überzeugung, die eigene Wahl bzw. die eigene Position sei besser begründet als andere, lässt sich eine konnotative Theorie kaum halten und entwickeln. Außerdem wird der Auf- und Ausbau von Theorien zwangsläufig binnenzentriert betrieben, also an dem orientiert, was in der eigenen Subkultur gilt und von Bedeutung ist. Dies erhöht die subkulturelle Spezifität, aber auch die Esoterik von Theorien (und reduziert die Kontaktfähigkeit nach außen). Die damit gewonnene innere Geschlossenheit kann auf Kosten des Gegenstandsbezugs gehen (so dass sich Theorie auf Themen zurückzieht, die sie sieht bzw. für sicheres Terrain hält), aber auch »Theorieimperialismus« (die Annahme, alles allein erklären zu können) auslösen.<sup>50</sup> Hierher gehören auch die Marketing-Strategien, die Schimank analysiert hat. Wo es keine objektiven Kriterien gibt, werden Entscheidungen – auch die Auswahl von Theorien – ein Stück weit opportunistisch, vor allem aber auf der Basis von Identifikationen getroffen. Da Identifikationen gesteuert und beeinflusst werden können, macht es Sinn, wenn sich Theorien nach innen wie nach außen so inszenieren, dass sie Aufmerksamkeit, Mittel und Akteure auf sich ziehen und zu halten versuchen.

Dass sich die institutionellen Bedingungen auf Theorien und ihre Entwicklung auswirken, gilt generell: Externe wie interne Ideologien, aber auch die Verteilung von Ressourcen können immer und überall Einfluss darauf nehmen, was gedacht werden kann und darf. Aber denotative Theorien können diese Einflüsse ab einem bestimmten Entwicklungsniveau mit Hilfe stabiler Leistungskriterien weitgehend kontrollieren, so dass

50 Vor allem im Frühstadium ihrer Entwicklung, wenn sie die Differenz zu anderen Modellen überbetonen müssen, und als »herrschendes« Paradigma (wenn sie Konkurrenz erfolgreich verhindern können), tendieren sozialwissenschaftliche Theorien zu imperialem Gehabe.

(in den von Reichenbach vorgeschlagenen Kategorien) Genese und Geltung getrennt bleiben. Konnotative Theorien kommunizieren dagegen ständig mit ihrem Umfeld. Und dies in beide Richtungen: Die Rahmenbedingungen beeinflussen aktuelle und strukturelle Möglichkeiten der Theorieentwicklung und Theorien werden Teil der kognitiven und damit indirekt der pragmatischen Struktur der Wirklichkeit, in der sie operieren.<sup>51</sup> Ideologiekritik bzw. moderner: Dekonstruktionen aller Art haben hinreichend demonstriert, dass und in welchem Ausmaß symbolische Rekonstruktionen der Wirklichkeit deren Logik aufnehmen und verarbeiten (müssen); Schütz und Wittgenstein haben darauf verwiesen, dass wissenschaftliche Theorien sich in dieser Hinsicht nicht prinzipiell von anderen kognitiven Systemen unterscheiden (auch wenn ihre Freiheitsgrade größer sind).<sup>52</sup> Angesichts einer nicht logisch reduzierbaren Vielfalt fehlt ein Filter, der externe Einflüsse kontrolliert. Dadurch werden institutionelle Bedingungen leicht zu dominanten Faktoren, die Theorien einfärben und die Diskursverläufe bestimmen. Im Nachhinein ist meist unverkennbar, dass Theoriekarrieren und -entwicklungen nicht nur von herrschenden Ideologien, sondern auch von Machtverhältnissen, von Konjunkturen und Moden abhängig sind.

Ein weiterer Effekt hängt mit den damit verbundenen Überlebensbedingungen im Wissenschaftssystem zusammen. Als Teil des Gesamtsystems hängt auch Soziologie von dem ab, was als Wissenschaft verstanden wird. Das führt zu verständlichen, aber riskanten Anpassungsstrategien. Aus der weitgehend geltenden Norm »harter« Wissenschaft ergibt sich eine deutliche Asymmetrie zwischen der Akzeptanz denotativer und konnotativer Theorien. Zudem bieten denotative Theorien zumindest prima vista einen sicheren Halt in verlässlichen Daten und Korrelationen. Das legt in gewisser Weise nahe, auch in der Soziologie sich vorrangig denotativer Methoden und Theorien zu bedienen. Das ist möglich, weil auch autopoietische Realität sinnvoll mit denotativen Mitteln behandelt werden kann – allerdings wird damit nur das erfasst, was diese Mittel erfassen können.<sup>53</sup>

51 Dass Theorien sozial imprägniert sind, wird verstärkt und gleichzeitig verdeckt durch parallel laufende soziale und sozialpsychologische Prozesse. Ob jemand sich mit dieser oder jener Theorietradition identifiziert, hängt wesentlich davon ab, zu welchem Zeitpunkt, an welchem Ort, in welchem Kontext Identifikationen stattfinden, Karrieren ermöglicht und geplant werden, Themen prominent werden usw. Fragen der Institutionalisierung spielen daher eine wichtige, nicht ausschließbare Rolle in der Entwicklung der Theorie. Insofern hat die »ewige Jugend« sozialwissenschaftlicher Theorie noch eine weitere Dimension: Sie bleiben auch institutionell in gewisser Weise »ewig jung« und auch ihr institutioneller Prozess hält sie in Bewegung.

52 Dies stellt sich aus der Binnensicht der einzelnen Sub-Paradigmen naturgemäß so dar, dass dies nicht für das eigene gilt: Ideologisch verzerrt sind jeweils die anderen.

53 Denotative Filter lassen nur das durch, was die von ihr festgelegten Regeln erlauben. Ihre Verwendung bringt daher zunehmende (Reduktions-)Kosten mit sich – ein Problem, mit dem sich bereits Max Weber ausführlich beschäftigt hat (Weber 1904). Zudem schrumpfen die durch algorithmische Reduktion gewonnenen Erkenntnisse irgendwann zu zweifellos richtigen, aber nichts sagenden Formeln. So etwa die Funktionsgleichung  $V=f(P,U)$  von Lewin: Sie leuchtet ein, ist aber so abstrakt, dass sie erst (durch weitere Theorien) belebt werden muss.

Das Resultat ist ein entsprechend reduziertes Verständnis von sozialer Realität.<sup>54</sup> – Auf der anderen Seite haben Theoriemoden im Zusammenhang mit öffentlicher Nachfrage und Begeisterung für spektakuläre Angebote immer wieder zur Folge, dass die Freiräume, die konnotative Theorien haben und bieten, zur Entwicklung von überbordender Spekulation und Poesie auf Kosten des analytischen Gehalts von Interpretationen sozialer Realität führen.<sup>55</sup>

Was sich daraus ergibt, ist ein multipler Prozess, in dem Weiterentwicklung von Theorien, Absicherungs- und Stabilisierungsstrategien sowie die Interferenz mit den direkten und unmittelbaren Kontextbedingungen verschränkt ist. Dies ergibt eine Gesamtbeziehung, die *zugleich* sachbezogene Arbeit an der Entwicklung der Theorie, Übertreibung ihrer Möglichkeiten und Immunisierung gegen Bedrohungen sowie Mitschwimmen in aktuellen und systematischen Strömungen von Zeitgeist, Ressourcenfluss usw. ist.

Folgt man diesen Überlegungen, so wird deutlich, dass bestimmte Eigenheiten sozialwissenschaftlicher Theorien *kein* Ergebnis von mangelnder Entwicklung und Versäumnissen sind, sondern als Strukturmerkmale betrachtet werden müssen. Konnotative Theorien existieren wegen der Diskrepanz zwischen Gegenstandskomplexität und Thematisierungskapazität im Plural. Dass sozialwissenschaftliche Theorien auch bei gleichem Thema je nach Themenzugang verschieden und nicht unmittelbar kompatibel sind – dass also Historiker, Soziologen, Ethnologen die Welt anders sehen, dass innerhalb der Soziologie Systemtheoretiker, Rational-Choice-Theoretiker, Interaktionisten, Funktionalisten, Ethnomethodologen den gleichen Gegenstand unterschiedlich angehen –, wird ebenso verständlich wie die Tatsache, dass sie sich weder aufeinander reduzieren noch einfach addieren lassen. Unterschiedliche Paradigmen und Theorien fokussieren unterschiedliche Dimensionen eines stets komponierten – multilogischen – Gesamtprozesses und heben in actu unterschiedliche Elemente des Zusammenspiels dieser Dimensionen, ihrer Wechselwirkungen und ihrer Rekonstruktion im Prozess hervor. Möglich und nötig ist dies, weil soziale Realitäten wegen ihrer Logik sinnvoll auf unterschiedliche Weise thematisiert werden, sie aber aus dem gleichen Grund nicht die Möglichkeit bietet, diese Logik auf mono-logische Weise perfekt zu erfassen. Aus dem gleichen Grund bleiben alle Thematisierungsstrategien riskant und ein Stück weit abhängig von den strukturellen und aktuellen Bedingungen, unter denen sie entstehen und arbeiten.

Die Folgen sind beträchtlich: »Soziolekte« – kultur- und zeitspezifische Variationen – gehören genauso dazu wie die Unübersichtlichkeit und Un-Ordnung der Diskurse; erratische Theoriekarrieren, die mit internen und externen Moden zusammenhängen; die

54 Auch hier zeigt sich im Übrigen eine spezifische Asymmetrie. Während autopoietische Realität auch mit denotativen Mitteln behandelt werden kann, kann nomologische Realität im Gegensatz dazu nicht sinnvoll mit konnotativen Mitteln behandelt werden. Die Vorgeschichte der modernen Naturwissenschaften – eine Zeit, in der keine angemessenen denotativen Mittel zur Verfügung standen – enthält eine Fülle von Beispielen für die spekulativen und sachfremden Resultate solcher Verfahren.

55 So manches dekonstruktives Kunststück legt Zeugnis davon ab, dass es kaum darum geht, etwas verständlich zu machen, sondern um Mystifizierung und Esoterik, was Laermann (1986) zu seinen spöttischen Kommentaren über »Lacancan und Derridada« anregte.

Tendenz, das Rad immer wieder neu zu erfinden; Schulbildung mit wechselseitigem Unverständnis und Abwertungen; die Verstricktheit von Theorien in den »Zeitgeist« usw. usw. Alles dies kann nicht abgeschafft, sondern nur unterschiedlich bearbeitet werden. Unter diesen Umständen bleiben Theorieentwicklung und -evaluation Prozesse, die in den Sog der Konflikte und Probleme hineingezogen werden. Dass metatheoretische Reflexionen (und Streitereien) die Theorieentwicklung wie ein basso continuo begleiten und ihrerseits dieselben Symptome zeigen, ist angesichts dieser chronischen Instabilität ebenso unvermeidlich.

Multiparadigmatik ist die Konsequenz von Gegenstandsstruktur, Funktionsweise und Institutionalisierung konnotativer Theorien; das oft kritisierte »Chaos« von Theorieentwicklung ist – zumindest zum Teil – ein Effekt ihrer strukturellen Bedingungen: Theorievielfalt ist daher keineswegs per se eine Kinderkrankheit. Im Gegenteil: es kann ein Zeichen der Reife sein, wenn diese Heterogenität realisiert und ausgehalten wird. Umgekehrt kann Monoparadigmatismus – wo er erzwungen wird – ein Zeichen von Unterentwicklung sein, weil und wo er indiziert, dass es nicht möglich ist, Pluralität zuzulassen und zu erhalten. Versuche, Konsens zu erzwingen, wären daher fatal. Mit einer dogmatischen Monoparadigmatik käme man buchstäblich vom Regen in die Traufe. – Es ist allerdings unangemessen, Theorievielfalt zu einem generellen Relativismus hochzurechnen. Multiparadigmatik bedeutet nicht, dass es keine eindeutige Wahrheit und keine Unterschiede in der Annäherung an Wahrheit gäbe. Das Problem liegt in den beschränkten Möglichkeiten singulärer Paradigmen sowie darin, dass nicht alles, was sozialwissenschaftliche Theorie leisten muss, zugleich perfektionierbar und konsensuell evaluierbar ist.

Dass sozialwissenschaftliche Theorien ihre Leistungen unter schwierigen Bedingungen erbringen müssen, bedeutet nicht, dass dies keine Leistungen sind und auch nicht, dass diese Leistungen nicht unterscheidbar wären. Es bedeutet jedoch, dass einfache und einheitliche Prüfkriterien nicht ohne weiteres verfügbar sind. Der Umgang mit und die Beurteilung von konnotativen Theorien bleiben selbst autopoietisch und daher heterogen, offen, nur begrenzt steuerbar. Damit sind auch hier der Standardisierung und Routinisierung Grenzen gesetzt, so dass auch die Institutionalisierung von Theoriekritik dauerhaft mitlaufen muss, ohne dass abschließende Ergebnisse zu erwarten sind – was man als Vertreter bestimmter theoretischer Positionen naturgemäß anders sieht und sehen muss. Es ist daher auch völlig unangemessen, hier (abwertend) von »soft science« zu sprechen – es ist absolut hart, wenn Theorie sich mit diesen Problemen konfrontiert (statt sie auszublenden).

Als ein Ergebnis dieser Überlegungen lässt sich festhalten, dass die Dinge nicht zufällig so sind wie sie sind. Das regelmäßige Scheitern von Theorievergleichen ist Ausdruck erkenntnistheoretischer und, damit verbunden, institutioneller Komplikationen. Der Schlingerkurs von Theorieentwicklung in den Sozialwissenschaften mit seiner babylonischen Sprachverwirrung, mit konfrontativer Schuleinbildung, mit Karrieren und Moden ist schlichte Normalität und wird dies in gewissem Umfang bleiben. Das scheinbare Durch-, Neben- und Gegeneinander von Theorien ist einerseits eine institutionelle Belastung, andererseits jedoch auch ein unverzichtbarer produktiver Modus, weil über the-



oretische (und methodische) Vielfalt ein Repertoire an theoretischen Potential aufgebaut und erhalten wird, durch das die Restriktionen einzelner Modelle strukturell neutralisiert werden können.<sup>56</sup>

Das heißt nicht, dass nicht mehr produktive Interaktion der unterschiedlichen Paradigmen möglich ist. Es macht auch Sinn, weiter Theorien auf den Prüfstand zu stellen und nach Möglichkeiten der Verbindung und Integration zu suchen. Ständige Kontrolle und Konkurrenz erhöht zumindest indirekt auch die Fitness von Theorien. – Dass hier Verbesserungen nötig und möglich sind, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung. Die eingangs zitierte Kritik am Status Quo ist berechtigt; ein höheres Niveau der Problembearbeitung ist denkbar und vermutlich auch möglich. Allerdings wäre es dazu sinnvoll, die Kritik mit einem angemessenen Verständnis von Theoriepragmatik und »Theorieschicksal« zu verbinden. Das löst die Probleme nicht, aber lässt sie in einem angemessenen Licht erscheinen.

In jedem Fall kann man die Kritik an der Multiparadigmatik als Aufforderung zur Pflege des Diskurses verstehen. Befunde der Konfliktforschung legen nahe, dass es dazu sinnvoll ist, Bereiche auszubilden, in denen sozusagen ohne das Risiko des Identitätsverlusts Anerkennung und Ausprobieren heterogener Denkweisen und Vorstellungen möglich ist. Hilfreich wären vermutlich auch Versuche, sich über institutionelle Bedingungen (Anerkennung, Förderung) und Ausbildungsprogramme, die zu Kooperationen anregen und sie unterstützen, zu verständigen. Dazu könnte eine stärkere Auseinandersetzung mit Fragen der subjektiven Aneignung und institutionellen Vermittlung von Theoriekompetenz beitragen.

Wenn dies alles so leicht wäre, fände es allerdings schon längst statt. Damit dauernd ringen zu müssen ist eben das Schicksal sozialwissenschaftlicher Theorien.

## Literatur

- Albert, Hans (1987): *Kritik der reinen Erkenntnislehre. Das Erkenntnisproblem in realistischer Perspektive*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Becker, Gary S. (1993): *Ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens*. 2. Auflage. Tübingen: Mohr/Siebeck.
- Bhaskar, Roy (1998): *The Possibility of Naturalism. A Philosophical Critique of Contemporary Human Sciences*. London/New York: Routledge.
- Bußmann, Hadumod (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3. Auflage. Stuttgart: Kröner.
- Cohen, Jack/Stewart, Ian (1997): *Chaos und Anti-Chaos*. München: dtv.
- Esser, Hartmut (2004): *Soziologische Anstöße*. Frankfurt am Main/New York: Campus.

56 Von daher ist das Bemühen um die Durchsetzung eines singulären, allein richtigen Modells zwar ein funktionaler Vorgang, durch den die jeweilige Theorielogik geschärft und die Konkurrenz in Gang gehalten (und damit ein Monopol vermieden) wird. Es handelt sich jedoch um ein Ziel, das nicht erreicht werden kann (und nicht erreicht werden darf!), auch wenn es immer wieder angestrebt werden muss.

- Falter, Jürgen W. (1984): »Die Behavioralismus-Kontroverse in der amerikanischen Politikwissenschaft. Ein Beispiel für die Übertragung von Thomas Kuhns Theorie wissenschaftlicher Revolutionen auf sozialwissenschaftliche Entwicklungsvorgänge. In: Ernst Topitsch (Hg.): *Logik der Sozialwissenschaften*. Königstein/Ts.: Athenäum, S. 423-448.
- Fischer, Joachim (2014): »Multiparadigmatizität der Soziologie. Übersichten, Unterscheidungen, Ursachen und Umgangsformen«. In: Stephan Kornmesser/Gerhard Schurz (Hg.): *Die multiparadigmati- sche Struktur der Wissenschaften*. Wiesbaden: Springer VS, S. 337-370.
- Galtung, Johan (1983): »Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachso- nische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft«. In: *Leviathan* 83, S. 303-339.
- Ginzburg, Carlo (1979): Clues: Roots of a Scientific Paradigm. In: *Theory and Society* 7(3), S. 273-288
- Greshoff, Rainer/Lindemann, Gesa/Schimank, Uwe (2007): »*Theorievergleich und Theorieintegration – disziplingeschichtliche und methodische Überlegungen zur Entwicklung eines paradigmenvermitteln- den ›conceptual framework‹ für die Soziologie*«. Oldenburg, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168- ssoar-197777> (zuletzt aufgerufen am [1.10.2015]).
- Habermas, Jürgen (1968): *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hacking, Ian (1999): *Was heißt »soziale Konstruktion«? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wis- senschaften*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Haller, Max (1999): *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich*. Opladen: Leske + Bud- rich.
- Jantsch, Erich (1982): *Die Selbstorganisation des Universums*. München: dtv.
- Klima, Rolf (1971): »Theoriepluralismus in der Soziologie«. In: Alwin Diemer (Hg.): *Der Methoden- und Theoriepluralismus in den Wissenschaften*. Meisenheim/Glan: Hain, S. 198-219.
- Kneer, Georg/Stephan Moebius (Hg.) (2010): *Soziologische Kontroversen*. Berlin: Suhrkamp.
- Krohn, Wolfgang/Küppers, Günter (Hg.) (1990): *Selbstorganisation. Aspekte einer wissenschaftlichen Re- volution*. Braunschweig: Vieweg.
- Kuhn, Thomas (1973): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Laermann, Klaus (1986): »Lacangan und Derridada«. In: *Kursbuch* 84, S. 34-43.
- Luhmann, Niklas (1981): *Soziologische Aufklärung, Bd. 3*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marquardt, Odo (1986): *Apologie des Zufälligen*. Stuttgart: Reclam.
- Maturana, Huberto (1982): *Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Braun- schweig: Vieweg.
- Müller, Klaus (1996): *Allgemeine Systemtheorie. Geschichte, Methodologie und sozialwissenschaftliche Heuristik eines Wissenschaftsprogramms*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Polanyi, Michael (1958): *Personal Knowledge*. Chicago: University of Chicago Press.
- Polanyi, Michael (1958): *Implizites Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2005): »Warum die ›Einheit‹ der Soziologie unmöglich ist: Die Dynamik theoretischer Differenzproduktion und die Selbsttransformation der Moderne«. In: Uwe Schimank/Rainer Greshoff (Hg.): *Was erklärt die Soziologie?* Berlin: Lit-Verlag, S. 65-77.
- Renn, Joachim/Schützeichel, Rainer (2012): »Editorial«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, Jg. 1(1), S. 3-9.
- Rickert, Heinrich (1929): *Die Grenzen naturwissenschaftlicher Begriffsbildung*. Tübingen: Mohr.
- Ritzer, Georg (1975): »Sociology. A Multiple Paradigm Science«. In: *The American Sociologist*, Vol. 10(3), S. 156-167.
- Schimank, Uwe (2012): »Markenbildung und Markenbindung auf dem Theorie-Markt – eine Notiz zur Soziologie der Soziologie«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* Jg. 1(1), S. 17-24.
- Schüleln, Johann August (1987): *Theorie der Institution*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schüleln, Johann August (1999): *Logik der Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Schülein, Johann August (2002): *Autopoietische Realität und konnotative Theorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Schülein, Johann August (2008): Soziale Realität und das Schicksal soziologischer Theorien, In: Balog, Andreas/Schülein, J.A., (Hg.): *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft. Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangsstadium?* Wiesbaden: VS.
- Searle, John R. (1997): *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*. Reinbek: Rowohlt.
- Teubner, Gunther (1990): Hyperzyklus in Recht und Organisation. Zum Verhältnis von Selbstbeobachtung, Selbstkonstitution und Autopoiesie. In: Krohn, Wolfgang/Küppers, Günter (Hg.): *Selbstorganisation. Aspekte einer wissenschaftlichen Revolution*. Braunschweig: Vieweg, S. 231-263.
- Weber, Max (1904): »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«. In: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Frankfurt am Main: Fischer 1968.
- Weber, Max (1964): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Erster Halbband. Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Zeleny, Milan (1981): *Autopoiesis: A Theory of the Living Organization*. North Holland: Elsevier.

*Anschrift:*

em.o.Univ.Prof. Dr. phil. Johann August Schülein  
Institut für Soziologie und Empirische Sozialforschung  
Welthandelsplatz 1  
1020 Wien / Österreich  
Johann.Schuelein@wu.ac.at